

JUGENDMAGAZIN AUS HAMBURG

FREIHAFEN

Ausgabe 2 | 2011 | ISSN 1862 - 4820 | www.freihafen.org

WIR. HIER. JETZT.

Kostenlos, da unbezahlbar



„Ob Highline, Slackline oder Jumpline – bei uns findet Ihr immer die richtige Ausrüstung!“

Bei Globetrotter im Wiesendamm findet Ihr nicht nur über 25.000 Ausrüstungsideen für Outdoor und Reise, sondern auch eine große Auswahl für Slackline-Fans.

Die größte Auswahl für Klettern, Bouldern und Slacklining in Hamburg.



Foto: Josef Kubica

Wiesendamm 1, 22305 Hamburg, U- und S-Bahnhof Barmbek
Montag bis Freitag: 10:00 – 20:00 Uhr, Samstag: 9:00 – 20:00 Uhr
Telefon: 040 / 29 12 23, shop-hamburg@globetrotter.de

Träume leben.

Globetrotter.de
Ausrüstung

HAMBURG | BERLIN | DRESDEN | FRANKFURT | BONN | KÖLN | MÜNCHEN

Moin Moin,

Trotz starker Turbulenzen läuft das Schiff im Hafen ein. In der letzten Ausgabe haben sich Lotti, Andi und Max von Euch verabschiedet. Und dann wird auch noch bekanntgegeben, dass der FREIHAFEN 2013 aufgelöst wird...

Doch keine Panik, hierbei handelt es sich „nur“ um den zollfreien Bereich Hamburgs. Mit zwei frischen Hamburger Deerns, Nicole und Janina, auf der Kommandobrücke wagen wir uns frisch hinaus und steuern den FREIHAFEN auf das offene Meer!

Wir blicken in dieser Ausgabe über den Tellerand. Auf unserer Homepage bereisen wir eine Woche vom 23. - 29. Mai 2011 sieben Kontinente, als Ticket reicht uns eine Speisekarte.

Was bedeutet „weltgewandt“ überhaupt? Reicht es Freunde aus aller Welt bei Facebook zu haben, oder muss man selbst dort gewesen sein? Wir sind der Meinung, dass die Welt etwas Wunderbares ist. Menschen aus aller Herren Länder treffen sich und tauschen sich aus: Kulturen teilen und von allem etwas mitnehmen. Die Globalisierung und der Multikult sind in aller Munde. Das haben wir uns zum Anlass genommen, Euch auf eine kleine Reise zu schicken.

Ob eine brasilianische Taxifahrt, die uns ganz schön ins Schleudern gebracht hat oder junge Leute, die es sich zum Hobby gemacht haben auf wildfremden Couches zu schlafen, hier könnt ihr alles miterleben. Auf dem Weg quer über die Weltmeere haben wir viel Lustiges, Spannendes und Interessantes herausgefunden und für Euch festgehalten.

Aber natürlich bleiben wir unserer Stadt treu, denn nicht nur wir Hamburger reisen, sondern wir werden auch besucht. Kein Wunder bei der schönsten Stadt der Welt. Wieso so viele englische Fußballfans nach Hamburg kommen, erfahrt Ihr auf den folgenden Seiten.

Im Heimathafen wieder angekommen, besuchten wir unsere Mitmenschen zu Hause und erkundeten ihre Stadtteile. Dort fanden wir Erstaunliches: Nicht nur Menschen können reisen, nein, auch Bücher sind unterwegs. Bookcrossing verbreitet sich immer mehr, und auch Ihr könnt mitmachen. Ihr wart auch schon aktiv und habt in die Welt geschrien. Eure Botschaft an die Welt erscheint hier schwarz auf weiß.

Doch nicht nur die Redaktion ist neu bestückt, auch dem Heft haben wir ein neues Gewand geschenkt. Ganz getreu dem Titel dieser Ausgabe. Und hier ist das Ergebnis.

Ahoi und viel Spaß beim Lesen wünschen
Janina und Nicole



Janina-Christin Fischer, 21 - j.c.fischer@freihafen.org



Nicole Oetken, 20 - n.oetken@freihafen.org

FISCHMARKT

[Titel]

- 04 | Weltgewandt? Was'n das?
- 06 | Surfen mal ganz anders
- 07 | Die Taxifahrt auf Brasilianisch
- 08 | Die Welt liegt uns zu Füßen
- 11 | Umfrage

DOM

[Bunte Seite]

- 12 | Irgendwo in Hamburg
- 13 | Lotti erfindet das Staubtierchen
- 13 | Joke und der Fusel

HAMBURG CITY

[Innerhamburgisches]

- 14 | Nachhaltige Selbstkritik
- 16 | Hausbesuch
- 17 | Der Zucker der Jugend
- 18 | Mitläufer

ELBBRÜCKEN

[Außerhamburgisches]

- 19 | „Weltwärts“ gehen
- 20 | Der Erde neue Kleider

GROSSE FREIHEIT

[Kultur]

- 22 | Kultur³
- 24 | Bücher auf Reisen
- 25 | Buch unter Beschuss

MILLERNTOR

[Sport]

- 26 | Engländer auf Fußballentzug

Was heißt hier weltgewandt?



Reisen durchs Internet? Klar, das machen wir täglich. Aber kann man so auch die wahre Welt entdecken? Damals tat man dies nämlich noch auf Fahrrädern – genau wie man damals noch zusammen lebte, und nicht nur nebeneinander her.

Ein wahrer Weltgewandter! Als ein solcher kann man sich getrost bezeichnen, wenn man an den schönsten Orten unserer Erde war. Die zurückgebliebenen Empfänger der tausendfach gestempelten Postkarten sind häufig zwischen Alltagstrott und unserem gleichermaßen geschätzten und gehassten Internet gefangen, sie können vor Neid nur platzen. Oder?

Dank eines neuen, revolutionären Programms von Google ist es uns nun auch ermöglicht via Internet durch die unbeleuchteten Gassen der internationalen Städte und Dörfer zu reisen. Zwar bringt man so keine Souvenirs mit oder kann schöne Postkarten mit gehässigen Urlaubsgrüßen verschicken, aber immerhin lässt sich behaupten, wir waren da. Oder viel mehr der eigene Computer, aber der gilt ohnehin schon als Familienmitglied. Doch müssen wir von gezähmten Löwen, der stickigen Safari und zahlreichen Moskitostichen erzählen können, um uns als weltgewandt zu bezeichnen?

Weltgewandt – meine Assoziation zu diesem Begriff ist eine Frau, die einen weißen Hut mit blauer Schleife trägt. Sie steht vor einem Schiff, ein Lächeln zieht sich über ihr gesamtes Gesicht, so, dass es schon etwas unnatürlich wirkt. Durchdringend erklingen die Schiffshörner, die junge Frau tritt über eine wackelige Brücke an Bord des Schiffes. Der hilfsbereite muskulöse Matrose, der selbstverständlich eine Schiffermütze trägt, nimmt ihr den mit Reiseaufklebern bedeckten Koffer ab. Das Schiff läuft langsam aus dem Hafen aus, weißer Rauch steigt in den blauen, warmen Sommerhimmel. Genug meiner Tagträume, ein weltgewandter Mensch ist einer, der die Welt umarmt.

Ganz neben seiner Reiselust ist der Weltgewandte auch noch äußerst höflich im Umgang mit seinen Mitreisenden. Heißt: Mit uns allen. Die Weltreise meint nicht unbedingt die durch die reale Welt. Es ist die durch unser aller Leben und verschiedene Generationen. Sie beginnt bei der netten Dame, die uns hilft, aus dem Leib unserer Mutter zu kriechen und endet bei dem Herren, der uns im Himmel erwartet, falls es einen solchen gibt. Auf dem Weg durch unser Leben begegnen wir ständig neuen Menschen, die oft zu einem Teil unseres Lebens werden. Mit ihnen entwickeln wir uns weiter, gewinnen an Wissen und Lebenserfahrung. Wir wenden uns dem Leben, das unsere Welt darstellt, zu.

Genau wie die Fahrräder, Tupperwaren und Fernsehsendungen, die wir verfolgen, hat sich auch die Bedeutung des weltgewandt-Seins verändert. Damals, als unsere Großeltern jung und unsere Eltern Rabauken mit sorglosen

Gedanken waren, war ein weltgewandter Mensch einer, der die Welt bereist hat und von vielen ihrer Orte bildlich und weise erzählen konnte. Ich fange wieder an zu träumen: Ein Opi mit weißem, langem Bart, einer goldenen Brille und einem Krückstock, der aussieht, als sei er das Horn eines Einhornes. Gespannt folgten unsere Eltern den abenteuerlichen Geschichten des Alten, die durch seine tiefe, leicht raue Stimme noch aufregender klangen. Bedeutet es heute weltgewandt zu sein, Freunde aus England, Amerika, Asien, Hawaii und Indien in seiner Facebook-Freundesliste zu haben? Oder schon Kreuzfahrten und drei Schüleraustausche gemacht zu haben, jede Ferien seine Verwandten in Montana zu besuchen, und auf jeden Fall in Tokio und Kapstadt gewesen zu sein? Naja. Der wirklich weltgewandte Mensch nimmt die Welt, wie sie ist, auch wenn einiges in ihr falsch läuft. Er passt sie nicht sich an, er passt sich ihr an. Er beeinflusst seine Umwelt durch sein Sein.

Facebook oder Flugzeug?

Ständig ändern sich unsere Standards, Bedürfnisse und vor allem aber unser Umgang untereinander. Wen begrüßt man noch ohne Grund auf der Straße, oder schenkt ihm auch nur ein freundliches Lächeln?

Ich muss zugeben, auch mir fällt es schwer, dieses Dauerlächeln aufzusetzen, zudem auch gemunkelt wird, dass dieses auf die Jahre schädlich ist. Trotzdem freue ich mich, unter diesen mit sich selbst beschäftigten Managertypen einen Hippie zu entdecken, der einem aufmunternd entgegen grinst. Auch wenn man häufig feststellen muss, dass gerade dieses für einen anderen bestimmt war, der schon hysterisch mit den Händen fuchtelte, um seinen Bekannten zu begrüßen. Der Weltgewandte kennt den Weg, wenn der Kompass versagt, weiß immer, was man wo, wann und wie oft braucht. Sonnenstiche und Reisekomplikationen jeder Art können ihm nichts anhaben, denn er behält immer einen klaren, zuversichtlichen Kopf. Er hilft den eher weltabgewandten Menschen, mehr von ihr zu sehen, auch, wenn sie es vielleicht gar nicht wollen.

TEXT: Lisa Schleif – l.schleif@freihafen.org
ILLU: Sofie Lange (Gastillustratorin)

Anzeige

Von München bis Marrakesch

Nicht nur Facebook, auch das Couchsurfing Netzwerk reicht mittlerweile um den ganzen Globus. Ein paar Klicks genügen und man ist zu Gast in fremden Wohnzimmern.

Die Idee ist simpel: Über das Internet können Mitglieder auf Reisen Unterkünfte suchen und wenn sie Zuhause sind, einen Platz in ihrer Wohnung anbieten. Privat, umsonst und aus Gastfreundschaft. Motto dabei: „Participate in Creating a Better World, One Couch At A Time“. Seit dem Start 2003 haben sich bei Couchsurfing 2,6 Millionen Menschen angemeldet, damit ist es das größte „Gastfreundschaftsnetzwerk“ seiner Art. Einer der Nutzer aus über 240 Ländern rund um den Globus ist David aus Hamburg. Nach dem Abitur im letzten Sommer zog es ihn in die Ferne. „Von Couchsurfing hatte ich vorher schon gehört, angemeldet habe ich mich dann wegen einer Reise durch Südeuropa bis nach Nordafrika.

Über 3 Millionen Begegnungen gab es schon bei Couchsurfing

Umsonst übernachten und dabei auch noch Einheimische kennenlernen war einfach eine verlockende Aussicht.“ Das erforderliche Profil auf der Couchsurfing Website hatte David vor Reisebeginn angelegt. „Es gab allerdings ein paar Startprobleme. Meist habe ich zu kurzfristig angefragt, was im Sommer in Städten wie Paris oder Barcelona keine gute Idee ist.“ Später klappte es dann doch noch: „In Marokko, am Rand der Sahara, wurde ich von unglaublich gastfreundlichen Couchsurfern für fast eine Woche aufgenommen. Mein mit Abstand bestes Erlebnis in diesem Land.“

Was laut David unabhängig von Sprache, Herkunft und Alter die meisten Mitglieder vereint: „Eine ziemlich offene und interessierte Einstellung gegenüber anderen Menschen. Auch die Bereitschaft, einen Teil seiner Zeit und Energie bereit zu stellen, um Gästen einen interessanten Aufenthalt zu ermöglichen und sich auf sie einzulassen.“

Über drei Millionen Begegnungen zwischen sich vorher unbekanntem Couchsurfern hat es seit der Gründung 2003 schon gegeben, Tendenz steigend. Diese Idee einer weltumspannenden Gastfreundschaft hört sich erstmal gut an, aber bei der Vorstellung, wildfremde Leute bei sich in der Wohnung zu haben, kann die „wir-sind-doch-alle-eine-Familie“ Euphorie schnell in Misstrauen umschlagen.

„Zu unrecht“, wie David sagt. „Man kann sich ja vorher das Profil der Leute ansehen und sich überlegen, wen man überhaupt treffen möchte.“

Tatsächlich gibt es einige Mechanismen, die verhindern sollen, dass ein „faules Ei“ überhaupt erst in das eigene Nest gelangt. Am wichtigsten sind

hierbei die persönlichen Referenzen, die man nach einer Begegnung hinterlassen kann. Sie vermitteln schnell einen ersten Eindruck über potenzielle Gäste oder Gastgeber. Zusätzlich besteht noch die Möglichkeit einer Identitätsprüfung per Kreditkarte und eine Art Bürgschaftssystem, bei dem man für besonders vertrauensvolle Personen „vouchen“ kann.

Ob David selber schon kritische Momente erlebt oder davon gehört hat?

„Von wirklich gefährlichen Situationen habe ich persönlich noch nichts mitbekommen. Natürlich ist nicht auszuschließen, dass man sich wenig zu erzählen hat oder die Chemie zwischen Gast und

Gastgeber nicht stimmt. Aber das gehört halt dazu. Wer sich auf das nicht vollkommen Planbare einlässt, kann nicht nur mit Harmonie rechnen. Außerdem kommt

so was durch die Profile, die ja schon eine gewisse Absicherung bilden, eher selten vor.“

Auf seinem Profil, das für alle anderen Mitglieder einsehbar ist, kann jeder neben Angaben zu seiner Person mitteilen, ob er andere Couchsurfer nur auf ein Getränk treffen, oder auch bei sich beherbergen möchte. Dauer und Art des Aufenthaltes werden dann in der Regel vorher vereinbart.

David weiß von einigen kuriosen Fällen zu berichten: „Ein Couchsurfer aus Norditalien soll von jedem Gast als Bedingung für eine Übernachtung ein Ringkampf-Duell verlangen. Mir wurde

auch von einem Kerl aus München erzählt, bei dem seit über zwei Jahren der gleiche Couchsurfer wohnt.“ Doch gehören diese Fälle zu den Ausnahmen. In der Regel dauert der Besuch einige Tage und ist „eigentlich mit dem von Freunden oder Verwandten“ vergleichbar. Man kann dem Gast seine Stadt zeigen, unterhält sich, lernt vielleicht Neues über ferne Länder und übt im besten Fall auch noch eine Fremdsprache.

Was viele nicht wissen: Couchsurfing ist mehr als nur günstiges Übernachten und Übernachten lassen. Auch wenn dieser Gedanke am Anfang des Projektes stand, hat sich das Netzwerk inzwischen weiter entwickelt. Auf der Seite gibt es verschiedene Gruppen für Aktivitäten von Angeln bis Yoga, in denen man sich mit Gleichgesinnten aus

der ganzen Welt austauschen- und mit Leuten aus der näheren Umgebung auch verabreden kann.

„Ein paar Sachen gibt es am Anfang zu beachten“, sagt David. „Man sollte sich ein aussagekräftiges Profil anlegen und bei Übernachtungen möglichst nicht zu kurzfristig anfragen. Die Leute merken auch schnell, ob du nur billig wohnen möchtest oder wirklich an einer Begegnung interessiert bist. Mit etwas Geduld und Ernsthaftigkeit sollte es aber jeder schaffen. Und hat man erstmal ein paar positive Referenzen, geht vieles einfacher...“

Davids nächstes Reiseziel ist Istanbul, um eine Couch kündigt er sich jetzt ein paar Wochen vorher. Doch davor bekommt er selbst Besuch: „Ein Mädels aus China, die mit dem Fahrrad von Schweden nach Italien fährt, brauchte für eine Nacht eine Unterkunft. Das fand ich interessant und bin gespannt, was sie zu erzählen hat.“



TEXT: Lukas Stolz – l.stolz@freihafen.org
FOTO: Lea Fischer – l.fischer@freihafen.org

Eine Brasilianische Taxifahrt

Die Avenida Oceânica liegt wie leergefegt da. Wobei leergefegt eigentlich der falsche Ausdruck ist, denn Gebirge aus Müll bedecken immer noch weite Teile des Asphalt. Die Bässe klingen leise nach, einige Getränkeverkäufer schieben ihre Kühlboxen auf Schubkarren weg. Die größte Party der Welt, der „Carnaval de Salvador“ verliert sich langsam unterm brasilianischen Sternenhimmel.

Ein langer Menschenstrom voller delirierender Gestalten bewegt sich in Richtung Busstation. In Deutschland würde das glatt als Geisterstunden-Zombie-Flashmob durchgehen.

Die Haltestelle besteht aus einem Schild, das einen LKW zeigt und an einer Palme hängt. Bus- und Taxifahrer stehen zusammen und rauchen. Bevor die Autos bis auf den letzten Zentimeter voll sind, gibt es keinen Grund loszufahren.

Mario ist ungefähr 20 und telefoniert, als ich einsteige. Meiner Erklärung, dass ich kaum Portugiesisch spreche, begegnet er mit dem Ausknipsen des Taxameters. Selbstverständlich unangeschnallt und mit einem Höchstmaß an Lässigkeit schaltet er dafür den Wagen an.

Weil ihm der Zielort „Itapua“ nichts sagt, holt er wieder sein Handy raus. Der Name dieses Viertels fällt in den nächsten 10 Minuten an die 40 Mal. Mario meint die Strecke jetzt zu kennen. Die Verständigung basiert auf einer Mischung aus Englisch, Portugiesisch und schlagenden Handbewegungen.

Abgesehen vom Englisch kann man die Mixtur auch als Brasilianisch bezeichnen. Kommunikation läuft in Südamerika nämlich nicht nur verbal ab. Man sagt, dass nicht gesprochen, sondern gesungen werde. Außerdem kann Wichtiges durch galante Bewegungen hervorgehoben werden. Mario sagt Portugiesisch verhält sich zu Brasilianisch, wie ein Telefonbuch zu einem Gedicht.

Der steinalte Golf rast inzwischen durch quirlige Gassen. Die Gegend ändert sich alle paar Kreuzungen von maroden Favela-Hütten zu abgezaunten Villen. Die beiden Welten liegen so nah beieinander, weil die Bewohner der Armenviertel sich ihr Land zum Wohnen einfach nehmen und das meist in guter Lage. Die Hoteliers bauen ihre schmucken Sandsteinbauten deshalb nebenan, einerseits führt es zu Abhängigkeit, weil die Armen Arbeitsplätze als Bedienstete finden, andererseits kommt es auch immer wieder zu Überfällen auf die Oberschicht.

Mario sagt stolz, er käme aus einer Favela in Salvador. Er hat das Taxameter wieder angestellt, aber ob der charmante Chauffeur den richtigen

Weg kennt und wenn ja, ob er überhaupt vorhat ihn zu fahren, ist nicht ersichtlich. Sein Interesse liegt eher beim Aussehen deutscher Frauen und dem richtigen Radiosender.

An der nächsten Straßenecke hält er neben zwei jungen Brasilianerinnen. Auf seinen Fahrgast zeigend schreit er theatralisch „Un Griinnngoooo“. Alle lachen, die Damen lehnen Marios Angebot zur Mitreise ab, dann geht's weiter.

Die Auffahrt zum Highway wird geschmückt durch ein Gebilde aus vier VW Bussen und zwei Kombis an jeder Seite. Die Busse stehen senkrecht übereinander. In etwa zwanzig Meter Höhe hängen die PKW zu den Seiten heraus und wirken wie zwei ausgestreckte Arme. Das Ganze stellt eine Art Auto-Kruzifix da.

Die Werbung gegen Raser ist beeindruckend, kommt aber anscheinend nicht rüber. Die Straße gleicht eher einem Spielfeld als einem Transportweg. Mario stimmt sich darauf ein, indem er das

Radio voll aufdreht. Die blecherne Sambamusik aus den Lautsprechern nimmt er euphorisch auf wie eine Droge.

Dann legt er meine Hand aufs Steuer und beginnt zu tanzen. Die nächsten zehn Kilometer hüpf er halb stehend an die Decke. Danach ist wieder alles in Ordnung und er übernimmt die Lenkung. Irgendwann erreichen wir die Tore der abgeriegelten Parkanlage, in der meine Verwandten wohnen. Der junge Brasilianer ist sehr beeindruckt von den großen Häusern und teuren Autos. Ich gehe hinein um Geld zu holen, den sicheren Boden zu berühren ist ein gutes Gefühl. Als ich zum Taxi zurückkehre ist Mario nicht mehr da. Er sitzt auf dem BMX des Nachbarn und fährt seelenruhig grinsend ein paar Runden im Sonnenaufgang.

TEXT: Lukas Reiche – l.reiche@freihafen.org

Anzeige

Medien?

Genau Dein Ding!

Schon mal über Deine Zukunft in den Medien nachgedacht?

Wir suchen qualifizierten Nachwuchs für Medienkaufleute in unserem internationalen Verlag.

Informier Dich **jetzt** unter <http://azubi.dwmedia.com>

Die Welt liegt uns zu Füßen

Die ganze Welt regiert von einem Ort – eine alte Idee steigt aus ihrem staubigen Kellergewölbe und bricht erneut in unsere Realität wie ein Zombie aus einem blutigen Robert Rodriguez Movie.



Die Küche der Welt steht unter Wasser und wir sitzen im Wohnzimmer und wischen den Staub vom LCD-Flachbildschirm. Wenn die tausend aus ihrem von Machtkämpfen gebeutelten Land geflohenen Libyer am 29. April 2011 in ihrem provisorischen Aufnahmelager auf der italienischen Mittelmeerinsel Lampedusa den Fernseher angeschaltet hätten, dann hätten sie sehen können, was Europa wirklich bewegt: William

bekommt den Ring nicht an Kates Finger. Die Biomasse des Regenwaldes sinkt pro Minute um 3 m² und Deutschland weint um den Tod eines kleinen Eisbären. Wir leben in einem Land ohne bemerkenswert große Armut, ohne übermäßige Gewalt auf den Straßen, ohne diktatorischen Gewaltherrscher und Revolutionen. Natürlich ist auch bei uns nicht alles im Reinen, aber die tiefstzende, grundlegende Wut, durch die

sich Menschenmassen gemeinsam identifizieren und die Revolutionen oder Bürgerkriege entstehen lässt, haben wir nicht. Wir können oder wollen uns nicht empören, wollen nicht hinterfragen, weil wir nicht müssen. Wir denken in Stadtgrenzen, in Bundesgrenzen oder maximal in Kontinentalgrenzen. Wie separierende Adern durchziehen Grenzen den Weltkorpus. Herrschaftsgebiete werden festgesetzt, weil Kriege, Eroberungen und Ver-

träge sie so definiert haben. Heute kann sich die junge Generation kaum mehr vorstellen, dass die Dimensionen der bekannten Länder sich über die Geschichte immer in ständigem Fluss befunden haben. Der letzte Weltkrieg liegt mittlerweile 66 Jahre zurück – der letzte Kampf zweier Länder um die Vorherrschaft in einer Stadt nicht mal drei. Aber wer hat schon einmal etwas gehört von der „Schlacht um Zchinwali“, wo sich die Georgier einen Feldzug gegen Russland erlaubten und schließlich doch zurückgefochten wurden. Überlegene Mächte schlagen Schlachten gegen unterlegene Mächte und gewinnen durch die Einverleibung der Verlierermacht wiederum an Einfluss. Nach diesem einfachen Schneeballprinzip funktioniert die Formel, aus der Megareiche gemacht werden. So tat es Shi-Huang-Di, als er das Chinesische Reich begründete und so tat es auch Alexander der Große. Im Jahr 117 umfasste das Römische Reich Territorien auf drei Kontinenten und kontrollierte damit den gesamten Mittelmeerraum. Monumentale Reiche eint eine lange Zeit der politischen Stabilität, der kulturellen Hochblüte und des Friedens. Trotz der glänzenden Oberfläche ist aber der Grundstein des Niedergangs schon gebaut. Die sozialen Gegensätze wachsen. Die Wohlhabenden vermehren ihren Reichtum, während die Armen noch ärmer werden. Ist die Zentralgewalt schwach, kommt Feudalismus auf. Ist die Zentralgewalt stark, entsteht Zentralismus und eine aufgeblähte, unbewegliche Bürokratie. Die wirtschaftliche Basis verschlechtert sich. Die militärische Macht und die Truppenstärke sinken. Aus den Randgebieten fallen Fremdmächte ein und lösen den Einheitsstaat wieder auf in einzelne Splitterstaaten. Der Auf- und Abbau eines Weltreiches ist immer ein Akt der Gewalt. Nie ergeben sich Einheiten ganz aus freien Stücken in fremde Herrschaft. Was aber wenn wir es täten? Nicht unter der Führung eines Despoten oder Monarchen, sondern unter dem Dach einer demokratisch gewählten Weltregierung, einer föderativen Weltrepublik?

Die „Weltbürger“, ein kleiner Verein in Deutschland, 34 Mitglieder zählend, strebt genau das an. Alle Staaten der Welt vereint in einem einzigen, dem Erdreich. Anhänger der „Weltbürger“ führen auch einen eigenen Weltbürger-Pass. Ideengeber zu dem allerdings noch nicht rechtskräftigen Dokument war der US-Amerikaner Garry Davis, der 1948 seinen US-Pass aufgab und gegen den selbstentworfenen Weltbürger-Pass ersetzte. Das sahen die Staatsoberhäupter nicht gerne, Davis Freiheitsgedanke passte nicht zu den bürokratischen Regularien. Bekannte Schriftsteller jener Zeit jedoch, unter ihnen auch Albert Camus, André Breton und Carlo Levi, unterstützten die extravagante Idee und verhalfen ihm zu einer vorläufigen Duldung in Frankreich –

dem Aufenthaltsland seiner Wahl. Noch heute kann man sich in seinem Büro in Paris zum Weltbürger erklären lassen. Und noch heute besitzt Garry Davis keinen zugelassenen Pass, kandidiert aber zuverlässig in regelmäßigen Abständen für das Amt des US-Präsidenten. Davis mag für viele ein Spinner sein, ein bessener Visionär. Doch tatsächlich haben sich auch anerkannte wissenschaftliche Stimmen ausführlich mit dem Weltstaat auseinandergesetzt. Ulrich Beck, seines Zeichens Professor für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München und außerdem BJS Visiting Centennial Professor für Soziologie an der London School of Economics and Political Science, veröffentlichte dazu ein großes Essay in der „Zeit“. Darin behandelt er zum Beispiel das Problem globaler oder transnationaler Schwierigkeiten wie der Abrüstung oder den Umweltschutz, die nur auf globaler oder transnationaler Ebene wirklich effizient gelöst werden können. Hierzu bedarf es der Einrichtung von Parteien mit entsprechender Reichweite.

Ein Weltstaat besäße diese Reichweite. Kritiker fürchten aber, dass mit einer solch mächtigen Regierung über den Köpfen, Menschen, die das System, in dem sie leben, nicht akzeptieren können, dieses nicht mehr verlassen könnten. Einer der sozialen Grundpfeiler unserer weltweiten Ordnung ist, dass man das Land in dem man lebt, verlassen und in einem anderen Zuflucht finden kann - zumindest die Theorie sieht es so vor. Mit einer weltweiten Regelung von immer mehr Bereichen des täglichen Lebens sei diese Möglichkeit stark eingeschränkt. Auch die Umsetzung stellt die Weltbevölkerung vor Probleme. Eine demokratische Weltregierung braucht eine demokratische Einberufung, um sich zu legitimieren. Eine von oben her beschlossene demokratische Regierung ist somit undemokratisch, bevor sie überhaupt beginnt, zu regieren. Aber wie soll es möglich sein, die ganze Welt eine Regierung wählen zu lassen? Was in demokratischen Staaten vielleicht noch funktionieren könnte, scheitert spätestens an Ländern, die ein anderes Staatssystem haben und die Demokratie ablehnen. Und andererseits – wäre Demokratie überhaupt die richtige Form für einen Weltstaat? Jede der existierenden Staatsformen hält sich selbst für die Richtige. Diese unter einen Hut zu bringen, scheint ein Ding der Unmöglichkeit.

Hier zeigt sich bereits das nächste Problem auf: Wir leben mit 6 Milliarden Anderen auf dieser Erde. Nicht nur haben wir weite Entfernungen zu überbrücken, auch haben wir in verschiedenen Kulturen verschiedene Arten zu denken, verschiedene Arten, das Leben und Zusammenleben zu definieren. Und mit all diesen Herangehensweisen im Hinterkopf ein gutes Miteinander zu erreichen, eine Regierung zu bilden, die alle Werte und Normen

dieser Erde vertreten kann, ist eine immens schwierige Aufgabe. Andererseits – sind wir nicht bereits auf dem Weg dorthin? In den letzten Jahren vernetzen wir, die Bürger dieser Erde und vor allem die aus unserer Generation, uns selbst. Im Internet teilen wir Meinungen, diskutieren, bilden uns darüber, was auf der Welt passiert. Wir fühlen mit, empören uns und übertragen unsere digitalisierten Sehnsüchte ins reale Leben. Wir bilden ein gemeinsames Bewusstsein, eine gemeinsame Moral. Die Frage, die sich nun stellt, ist, ob das, was wir in den letzten Jahren ganz ohne Regierung geschaffen haben, eine Weltregierung möglich macht, oder doch eher unnötig, vielleicht sogar besser ist. Sind wir unsere eigene Weltregierung? Abseits von Machthabern und Gesetzbüchern? Sind wir die Generation, in der man stolz auf seine Herkunft und gleichzeitig Weltenbürger sein kann? Schaffen wir die Welt, von der seit hundert Jahren die Menschen träumen, ohne dass wir uns dessen bewusst sind? Ein Sprichwort sagt: „Wenn einer allein träumt, ist es nur ein Traum. Wenn Menschen gemeinsam träumen, ist es der Beginn einer neuen Wirklichkeit.“ Augen zu. Augen auf.

Wir wollen nicht hinterfragen, weil wir nicht müssen.

TEXT UND FOTO: Laura Nguyen Chi - l.nguyenchi@freihafen.org, Leif Weitzel - l.weitzel@freihafen.org





Visionen von Ingenieurinnen und Ingenieuren prägen und bereichern unser Leben. Sie schaffen die moderne Welt - und sind gefragt wie nie zuvor. Wer von Technik fasziniert ist und erfahren möchte, wie unsere moderne Welt eigentlich „tickt“. Wer die Zukunft aktiv mitgestalten will, wer sich Neues ausdenken oder Bestehendes verbessern will, für den ist ein Ingenieurstudium genau das Richtige.

Welche Studienrichtung hat Zukunft? Welche Abschlüsse gibt es? Was wird von Ingenieurstudierenden erwartet? Wie sind die Berufschancen danach?

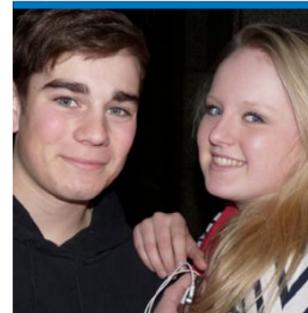
Tu den ersten Schritt - informier dich: www.think-ing.de



THINK
ING.

Und was ist Deine Botschaft an die Welt?

Für uns steht fest, wir wollen die Freiheit der Welt und Straßen aus Zucker. Was Hamburger Jugendliche am liebsten in die Welt brüllen würden oder sich von ihr wünschen, haben wir bei unserer Umfrage herausgefunden.



LUKAS UND NATHALIE
Rettet Afrika, stoppt die Kinderarbeit.



NIZAN
Freunde sind das Wichtigste im Leben, also küm-
mere dich um sie und vernachlässige sie nicht.



KARINA UND SIMONE
Freundlichere Menschen,
mehr Freude.



NADJA, BEN UND AMY
Peace!

TEXT: Lisa Schlieff - l.schlieff@freihaften.org,
Fee Hartmann - f.hartmann@freihaften.org
FOTOS: Fee Hartmann



JULIUS, HENNING UND CHRISTOPH
Homer for President.

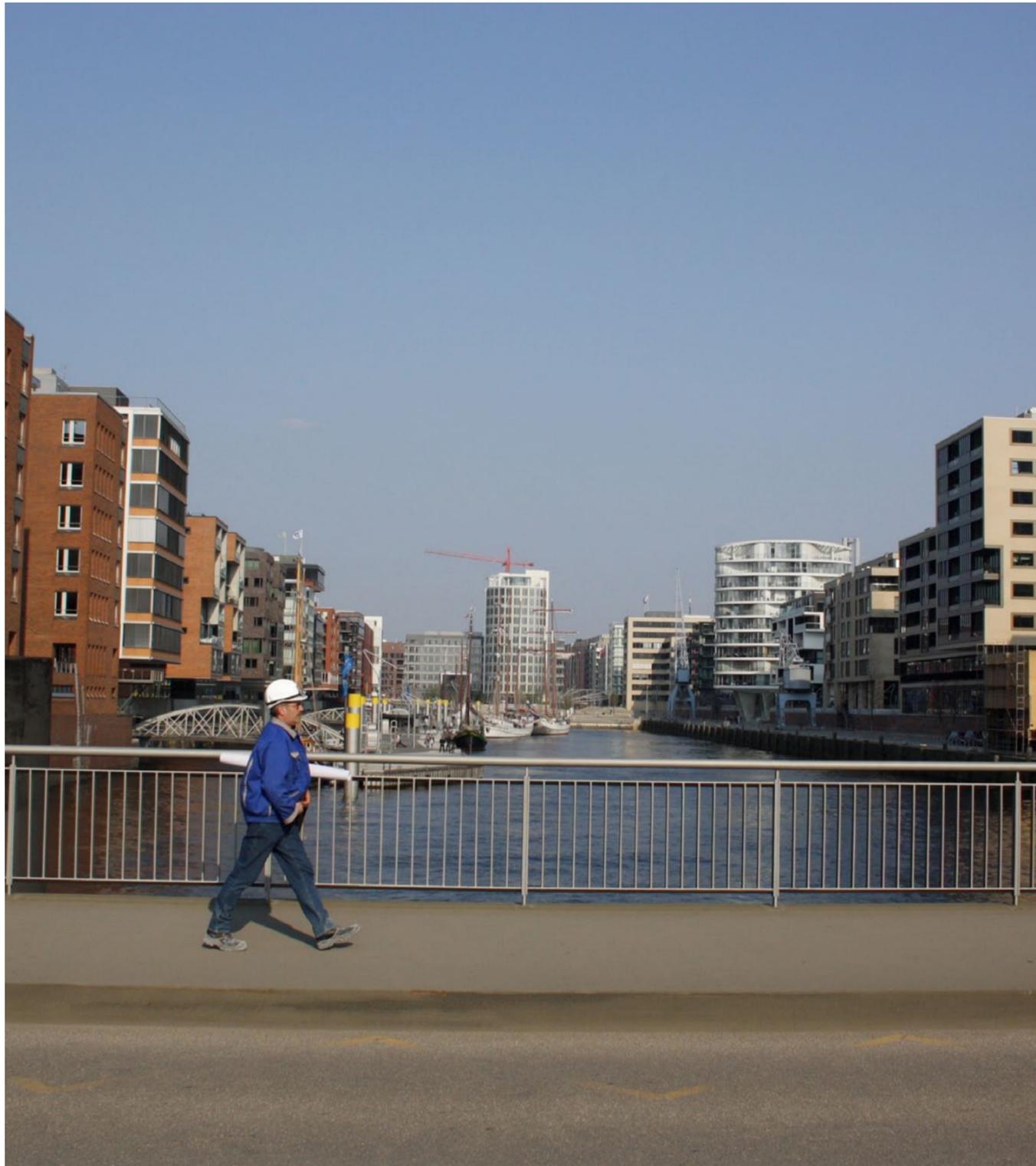


JASPER
Vergleiche dein Leben nicht mit dem der
Anderen und versuche dein Potential aus-
zuschöpfen.

Wir sind im 21. Jahrhundert, die
Technologie sollte schon so weit sein,
dass man Tierversuche nicht mehr braucht.
Also stoppt Tierversuche!



SIBEL



Vorbei an alten Gemäuern. Links und rechts umsäumt von kleinen Kanälen. Ein neuer Stadtteil wächst in Hamburg und Meinungen teilen sich. Kultur und Bildung sollen aufeinander treffen und Menschen tauschen sich aus zwischen moderner Architektur und historischen Speicherhäusern.

Mitten in diesem Mutikult finden sich ruhige Plätze zum Entspannen. Ich nehme diesen Wandel war. Die Welt entwickelt sich immer weiter, ob auf kontinentaler oder auch nur städtischer Ebene. Ein kleiner Hafen zwischen den Neubauten erinnert an die Vergangenheit. Kleine, alte Schiffchen dösen vor sich hin. Doch genauso, wie diese

im Neuen bestehen, können auch wir das. Ob uns das Neue gefällt oder nicht. Jeder und alles findet eine Nische. So auch der Traditionshafen direkt gegenüber der Elbphilharmonie.

TEXT: Nicole Oetken – n.oetken@freihafen.org
 FOTO: Julia Orso – j.orso@freihafen.org

Kampf dem Staub

Irgendwie hat doch alles auf dieser Erde einen Sinn. Alles ist ein ewiger Kreislauf. Die Maus wird von der Katze gefressen, die Katze vom Hund und der Hund wird vom Auto überfahren. Jedes kleine Etwas nimmt seinen Teil in dieser Welt ein und ist bedeutsam für ihr Fortbestehen. Da hat sich Gott (in manchen Kreisen auch Evolution genannt) schon ordentlich was bei gedacht. Aber halt! Einwand! Es gibt genau eine Ausnahme. Jeder kennt ihn. Jeder hasst ihn. Es gibt ihn draußen und drinnen. Er ist hartnäckig und er kommt immer wieder. Und jeder kämpft tagtäglich gegen ihn. Mit Lappen, Wedel und Tuch. Ich frage mich ernsthaft: Welchen Sinn hat Staub? Er liegt uns lästig zu Füßen und setzt sich immer wieder über unsere Köpfe hinweg – an Orte, die wir im Traum nicht erreichen. Der Allergiker ächzt, stöhnt und stirbt unter seiner Last und nur swiffer verdient sich mit astreinem Anti-Staub-Marketing dumm und dämlich. Halten wir fest: Staub ist nutzlos. Weil er keinen Sinn hat, möchte ich ihn aus meinem Leben verbannen. Aber wer hat denn schon Zeit, den ganzen Tag dem Staub hinterher zu jagen? Niemand und ich auch nicht. Darum muss eine effiziente Staubbeseitigungstechnik her! Ich wäre nicht Lotti, wenn ich da nicht schon ein perfekt ausgearbeitetes Konzept hätte, das nur noch von diesem oder jenem klugen Menschen umgesetzt werden muss: Das Staubtierchen. Das Staubtierchen ist winzig, lautlos und über alle Maßen klug. Den ganzen Tag zieht es seine Bahnen durch die Wohnung – auf der Suche nach jedem noch so winzigen Staubkorn. Es ist den Insekten nachempfunden, kann also Wände erklimmen und jedes Hindernis überwinden. Wenn das Staubtierchen sich sattgefressen hat, besucht es kurz seine Lade-station. Dort tankt er nicht nur Energie, sondern setzt auch einen frisch gepressten Staubwürfel ab. Mensch muss dann nur ab und zu die Presswürfel einsammeln und entsorgen. Und weil wir dem Kreislauf des Lebens ordentlich einheizen wollen, verwenden wir den Staubstuhlgang weiter: Wir verbrennen ihn im Kamin, dämmen damit unsere Häuser, polstern unsere Sitzmöbel, spinnen Wolle und stricken daraus nachhaltige Pullover. Bio ist sowieso super In gerade. Da bleiben doch kaum noch Wünsche offen. Auf, auf in eine staubfreie und glückliche Welt!

TEXT: Lotti Goroncy – lotti@freihafen.org
 ILLU: Jasmina Quach – j.quach@freihafen.org
Lotti, 23, legt sich regelmäßig im FREIHAFEN mit der Wissenschaft an und fordert nun endlich die Erfindung der Dinge, die wir wirklich brauchen. Die Lotti-Kolumne



Seemannsgarn – auf eine Pfeife mit Käpt'n Joke

Betonung auf der ersten Silbe: ['joke]

Er ist über die 8 Weltmeere getuckert, hat den Klabaftermann bezwungen und trinkt seinen Selbstgebrannten aus Störtebeckers Schädel. Der Name „Joke“ ist übrigens kein Witz, sondern original ostfriesisch! Diesmal: Wie es zum Astra kam

Kinners, eine Geschichte hab' ich noch. Als ich letztens in der Kajüte saß und meine Maid weit weg war und ich allein mit mir und meinen Gedanken, nahm ich also das gute alte Google und fing an, die Buchstaben des Alphabets nachzuschlagen. Als ich bei A angelangt war, sprang mir plötzlich „Astra“ ins Auge. Da, Jungs un' Deerns kann ich euch 'n Liedchen von trällern, denn Astra, das kommt von mir her. Astra hab ich nämlich mit Elbwasser gebraut. Jetzt ist's raus. Von wegen Alsterwasser, das hab ich nur draufgeschrieben, um Verwirrung zu stiften. Naja, das kam so: Es war 1967 und ich ganz schön knapp bei Kasse. Das war kurz nach der ersten Blauwalkrise, und ich brauchte dringend 'n bisschen Pinke-Pinke. Naja, und weil ich nicht mehr aus'm Hafel rausfuhr, konnte ich auch keinen Fusel mehr „importieren“ und so kam's, dass ich anfang, den Leuten gegorenen Apfelsaft zu verkaufen. Doch da kamen die ollen Ketelklopper auch bald hinter, und weil ich langsam in die Bredouille geriet, dachte ich mir also: „Joke, du hast 'n Haifisch-Angriff, nur mit 'ner Schirmmütze bewaffnet, überlebt. Dieses Problem wirst du auch lösen.“ Damals ankerten gerade die Klabaftermänner vor Hamburg, und wir fragten die Wirte, wie wir unsere Frauen in Sicherheit bringen könnten. Die meinten dann: „Gebt sie uns, wir passen schon auf sie auf.“ Und dann, als die Gefahr vorbei war, wollten sie sie nicht mehr zurückgeben; wer weiß, was die mit denen angestellt haben. Meine Männer und ich zogen also durch die Straßen, und guter Rat war teuer. Der kam schließlich dann vom alten Hans Hummel, ausgerechnet von dem alten Freibeuter. „Männer“, sagte er und schlenkerte viel sagend mit seinen Eimern hin und her, „hier

drin' is' das, was ihr sucht. Meine Geheimwaffe. Der Schrecken der sieben Weltmeere. Mein Zaubertrank.“ Und wir waren neugierig und probierten das Zeug, was Hans da in seinen Eimern mit sich rumschleppte. Und wir probierten und probierten und irgendwann später fühlten wir uns so stark wie noch nie in unseren Leben. Wir gingen also zu den Wirten hin und brüllten sie an und warfen mit den Hockern, dass es eine Freude war. Und die Wirte schlugen dann halt zu und wir waren schneller wieder auf der Straße, als ihr „Mitschnacker“ sagen könnt. Der Plan war also in die Hose gegangen, aber wir gaben nicht auf. Der Trank in Hans' Eimern war ja nicht schlecht, aber der schmeckte halt wie Großmutter's warme Puschen und machte noch nicht stark genug. Irgendwas fehlte. Und was das war fragt ihr euch? Elbwasser. Reines Elbwasser. Nicht das, was ihr Warmduscher heute als Alsterwasser sauft, sondern die echte Plörre aus der Elbe. Das mischten wir dann in Hans' Brühe, und ich nannte es halt Astra, warum ist wohl klar. Und als wir das den Wirten zu trinken gaben – Versöhnungstrunk nannten wir es – tranken sie und tranken sie und es war halt was Besonderes. Und als der Morgen kam, lagen die Wirte unter ihren Tresen und wir nahmen unsere Frauen und schipperten mit ihnen von dannen. Aber sie waren nicht mehr die Alten. Moment mal – das Astra hatte ich doch erfunden, als dem Apfelsaftgeschäft der Wind aus den Segeln schwappte. Oder wie war das? Naja, 's gibt halt solche und solche Käpt'ns, ne, ich gehör' jedenfalls zu den Letzteren!

TEXT: Leif Weitzel – l.weitzel@freihafen.org
 Adrian von Jagow (Gastautor)



Genug genörgelt!

Zugegeben, das Wort Nachhaltigkeit hören wir ein bisschen zu oft. Damit es nicht ganz abstrakt bleibt und weil es auf Dauer keinen Spaß macht, sich immer über scheinheilige Politiker und Unternehmer zu ärgern, haben wir den FREIHAFEN einem Selbsttest unterzogen.



Wir wollten wissen wie es in Punkto Nachhaltigkeit eigentlich um den FREIHAFEN bestellt ist. Wie grün ist dieses Magazin, dessen Redakteure das Prädikat Weltverbesserer wohl nicht ablehnen würden? Oder anders gefragt, wie groß ist die Differenz, zwischen dem was wir unter dem Schlagwort Nachhaltigkeit fordern und unserer eigenen Arbeitsweise?

Die Suche nach einer Antwort führt uns zunächst durch die Redaktionsräume. Recyclingpapier für den Drucker, Getränke in Glas- statt in Plastikflaschen und abschaltbare Steckerleisten für alle Elektrogeräte an den Schreibtischen sind schon mal nicht schlecht. Auch die Neonröhren und doppelt verglasten Fenster sind in Ordnung. Schlechter sieht es im Kopier- und Elektronikraum aus: Viele Gräte wie der Kopierer summen nach Redaktionsschluss auf Standby vor sich hin, obwohl sie nicht gebraucht werden. Wir sind damit nicht allein. Insgesamt 3,3 Milliarden Euro verpulvern die deutschen Privathaushalte durch Standby laut dem Umweltbundesamt Energie. Das sind etwa 17 Milliarden Kilowattstunden oder die Leistung von zwei durchschnittlichen Atomkraftwerken. Ja genau, diese Dinge gegen die wir in den letzten Wochen auf die Straße gegangen sind.

Auch die einzeln in Plastik verpackten Snacks für Veranstaltungen wirken nicht gerade preisverdächtig. Vor allem nicht, wenn man bedenkt, was französische Forscher Anfang des Jahres meldeten. Über 500 Millionen Tonnen Plastikmüll sollen sich im Mittelmeer angesammelt haben, mit weitreichenden Folgen für Mensch und Umwelt.

Fast schon peinlich: Ohne den kleinen Kontrollgang wäre ein Fenster wohl auf – und das Licht über Nacht an geblieben. Das ist so offensichtlich blöd, das leuchtet auch ohne Statistik ein.

Wir fragen uns, während wir das Licht ausschalten und aus der Tür gehen, woher eigentlich unser Strom stammt und wie es mit der Wärmedämmung des Gebäudes aussieht.

Die gute Nachricht zuerst: Wie alle städtischen Gebäude wird auch unser Haus mit Öko-Strom versorgt. Die Isolierung des Gebäudes ist hingegen noch nicht auf dem Stand des Möglichen.

Und eine Dämmungs-Sanierung wäre nicht gerade billig, könnte sich aber nicht nur für das Klima lohnen.

Die Wärmeabgabe von ungefähr 30 Prozent unserer Heizenergie ließe sich durch eine Sanierung auf 10 Prozent reduzieren. Bei einem mehrstöckigen Gebäude läge der Spareffekt pro Jahr bei etwa 1000 Euro.

Wir bleiben bei großen Entscheidungen. Der FREIHAFEN hat eine Auflage von stolzen 20.000 Exemplaren. Wir beschreiben mit dieser „Weltgewandt“ Ausgabe lauter Bäume, die ohne unseren Papierhunger in Ruhe weiter Sauerstoff ausatmen könnten. Unsere Druckerei hat ein paar Vorschläge um den FREIHAFEN etwas umweltverträglicher zu produzieren. Da wäre das berühmte FSC-Siegel, welches Nachhaltigkeit vom Bäumchen bis zum fertigen Druckerzeugnis verspricht. Solcherlei hat natürlich seinen Preis, aber wir haben angebissen und wollen noch mehr wissen. Es gibt, so erfahren wir, auch die Möglichkeit, den CO2 Ausstoß, der während des FREIHAFEN Drucks entsteht, zu kompensieren.

Das funktioniert ähnlich wie bei „Atmosfair“, dem Klima-Kompensator für Flugreisen. Der Emissionsgehalt eines Produktes, also eines Flugs oder einer Zeitung, und der finanzielle Gegenwert werden berechnet. Einige Euro mehr, die uns der Druck dann kostet, würden in nachhaltige Projekte fließen. Also in die Weiterentwicklung von Wind- Wasser- und Solarenergie auf der ganzen Welt. Auch das klingt sehr vernünftig. Und täte unserem „Bäumchen fällt nicht“ Gewissen sicher gut.

Der FREIHAFEN, das sind nicht nur Gebäude und Papier, das sind vor allem die Redakteure. Also konnten auch sie sich mitsamt ihren privaten Gewohnheiten nicht dem Selbsttest entziehen. Dabei stellte sich heraus, dass unsere weibliche Belegschaft schon voll auf den Öko-Schick-Zug aufgesprungen ist. In den Bädern stapeln sich Ökocremes und in den Schränken Biofasern. Ganz anders hingegen die Jungs, von denen

tatsächlich noch keiner jemals ein Bio-Deo oder ein fair gehandeltes T-Shirt besessen hat. Man könnte zur Verteidigung entgegenhalten, dass sie im Allgemeinen weniger Kosmetik und Klammotten kaufen, was die Sache fast schon wieder ausgleicht. Bei Warmwasser und Verschleiß von Elektrogeräten sind sich die Geschlechter dann einig. Fast alle behaupten, auf einen niedrigen Verbrauch zu achten.

Auch bei der Frage der Grundnahrungsmittel herrscht in der Redaktion Konsens. „Soviel Bio, wie möglich“ ist das Motto. Und das kann auch, jedenfalls was Milch, Butter, Nudeln, Gemüse und Brot angeht, der studentische Geldbeutel leisten.

Soviel Bio wie möglich ist das Motto unserer MitarbeiterInnen

Beim Thema Fleisch scheiden sich dann wieder die Geister. Beziehungsweise die Geschlechter. Unsere Jungs wollen darauf

nicht verzichten. Mindestens jeden zweiten Tag in Form von deutschem Wurstfrühstück oder der Grillwurst, Döner, Puten- oder Hühnchenbägel im Coffee Shop, Schnitzel, Hack oder Speck in der Carbonara ist es ein Muss. Die Mädels hingegen verzichten meist schon länger und leben vegetarisch.

Bleibt noch die Frage nach nachhaltiger Mobilität. Hier gibt es zu berichten, dass der Wunsch unser Schreiberlinge nach einem eigenen Auto schon früh von dem nach einer HVV-Jahreskarte abgelöst wird. Was allerdings fast allen fehlt, ist der Wille, vollständig auf günstige Flugangebote innerhalb Europas zu verzichten.

Politiker würden nach dieser Inspektion sagen: Wir sind auf dem richtigen Weg, aber es gibt noch Luft nach oben. Wir sagen das jetzt auch mal. Obwohl einige umweltschonende Maßnahmen bereits umgesetzt wurden, besteht an vielen Stellen noch Verbesserungsbedarf. Was bleibt ist die Erkenntnis, dass es noch einiges zu tun gibt im Kampf gegen die eigenen Scheinheiligkeiten.

TEXT: Lukas Stolz – l.stolz@freihafen.org,
Franziska Roßnagel – f.rossnagel@freihafen.org
ILLU: Franziska Roßnagel

Können wir mit zu Dir nach Hause kommen?

Ob in der U-Bahn, einem Schanzencafe oder in der Mönckebergstraße – täglich teilen wir Hamburg mit tausenden Unbekannten. Wie deren Leben verläuft, wo sie wohnen und womit sie ihren Kühlschrank füllen? FREIHAFEN findet es heraus.

Gleich neben dem lauten, bröckelnden, in der ungewöhnlich heißen Aprilsonne vor sich hin düstenden und die Passanten mit Vivaldi beschallenden Hamburger Hauptbahnhof liegen die bunten Straßen St. Georgs. St. Georg - Der Bereich, ab dem die moderne Innenstadt in ein für Studenten oder anders belastete Mitbürger noch erschwingliches Wohnviertel übergeht. Am einstigen Umschlagplatz für Prostitution und Drogenhandel genauso wie für offen gelebte Homosexualität, wurde das Anrühige und Revolutionäre inzwischen kultiviert und die Kultur-, vorrangig Theaterschaffenden beziehen sich gerne auf die Wildheit und den rebellischen Charakter vergangener Tage.

Auf unserer Suche nach jemand einheimischem steht uns auf dem schmalen und scheinbar alle zur Mittagszeit nach draußen stürmenden Innenstädter gleichzeitig transportieren wollenden Gehsteig plötzlich Karoline mit ihrer kleinen Einkaufstüte gegenüber. Da sie entspannt aussieht, was man von uns schon seit dem Hauptbahnhof nicht mehr behaupten kann, fragen wir sie, ob sie hier irgendwo wohne und uns mit in ihre Wohnung nehmen würde. Die Reaktion ist pragmatisch. Ja, das wäre an sich kein Problem, nur müsse sie erstmal unbedingt etwas essen, denn zu Hause sei der Kühlschrank leer.

Karoline wohnt tatsächlich in dieser überfüllten Straße, in der wir sie getroffen haben, und das schöne Gartencafe, in dem wir gemeinsam sitzen, befindet sich in ihrem Innenhof, dessen Pflastersteine an mehrere weiße Altbauten und ein architektonisch anheimelndes Kunstmessehaus grenzen. Auf die Bemerkung hin wie „nett“ es hier sei, reagiert Karoline bescheiden: „Naja, es ist die Wohnung, die das Theater meinem Freund zur Verfügung stellt.“ Also, Glück gehabt.

Sie wohnt nur für wenige Wochen in Hamburg. Hier würde sie sich aber wünschen, länger zu bleiben. Karoline ist Schauspielerin. Nach dem Abitur begann sie zunächst Literaturwissenschaften in Berlin zu studieren, entdeckte dann aber in einem studentischen Ensemble ihre Leidenschaft für die Bühnenkunst und wechselte nach vier Semestern das Fach. Schauspielschule in Salzburg, danach Engagements an wechselnden Stadttheatern. Mainz. Augsburg. Lübeck.

Mit 29 Jahren konnte Karoline schon einige Orte ihr „zu Hause“ nennen. „An mehreren Orten gewohnt zu haben, ermöglicht es einem sich sehr schnell an beinahe jedem Ort wohl zu fühlen.“ sinniert Karoline. Ihr lächelnder Mund formt die Worte aber ihr Tonfall wird ernst: „Von Theater zu Theater zu reisen, bedeutet für mich nur innerhalb einer großen Familie zu reisen. Die Schauspieler, Regisseure und Autoren kennen sich meist untereinander und so bewegt man sich in einem begrenzten Kreis. Und geht nie so richtig verloren.“



Wir essen Nudeln und trinken Brause. Karoline erzählt weiter. Von ihrem Beruf. Und ihrem Ehrgeiz neben der Schauspielerei noch den Magister in Literaturwissenschaften und Geschichte zu machen. Die die Literatur und der Hunger nach dem unkontrollierbaren aber ruhigen Wissen der Bücher hat sie neben ihrem nomadenhaften Theaterleben nicht losgelassen. Der Unterschied im Umgang mit Texten beschäftigt sie: Während der Text in der Literaturwissenschaft fremde Materie bleibt, eignet sich ein Schau-

spieler diesen an. Und die Grenzen zwischen dem Eigenen und dem Fremden verschwimmen. „Fremde Materie“ bleibt ihr aber wichtig. Ihr Studienfach bedeutet zeitweise „pure Entspannung“ da der Text auf dem Papier bleiben kann und es sich dabei nicht ständig um sie und ihre Grenzen bei irgendeiner Interpretation auf der Bühne drehen muss.

Satt gegessen stapfen wir die Wendeltreppe hoch zur Wohnung. Sie sei leider nicht aufgeräumt, na und? Karoline wirkt irgendwie nicht viel älter als wir, obwohl sie schon in diesem 30 sein - Kinder kriegen – Hausbauen Stadium stecken könnte.

In der Dreizimmer - Leihwohnung angekommen ist nur ihr Schreibtisch überfüllt und unordentlich.

„Eigentlich gibt es hier gar keine besonderen Dinge“ sagt Karoline, belustigt von unserem Interesse an ihren Wohndetails. Sie ist schließlich in eine bereits eingerichtete Wohnung gezogen. Tatsächlich befindet sich hier eine ganze Bandbreite verschiedenster Möbel, die ein genaues Bild früherer Bewohner oder Karolines nicht zulassen wollen. Eine vollkommen unkonkrete Atmosphäre umhüllt die wenigen Räume und auch die gut ausgestattete Küche schafft es nicht ein heimisches Gefühl zu simulieren. Karoline kocht gerne. Aber nicht hier. Und so sei nie was im Kühlschrank. Gott sei Dank, denken wir uns, sonst hätten wir nicht ihre Bekanntschaft machen können.

Wir fotografieren noch ein liebevoll zusammengestelltes Teeservice, einen nach 70er Jahre anmutenden Bürotisch und Karoline vor einem schönen am Fußende ihres Betts aufgestellten Paravent bevor wir sie wieder sich selbst und ihrem Lernstoff für die Magisterprüfung überlassen.

Auf dem Weg nach Hause fällt uns auf, dass wir jetzt eigentlich nur über eine Straße in St. Georg schreiben können und über jemanden der dort in einer Wohnung nur zu Gast ist. Das gefällt uns aber irgendwie. Ein Ein-Frau Stück mit Karoline, der unerschrockenen „Heimatlosen“ im wilden St. Georg.

**TEXT UND FOTO: Laura Bleck - l.bleck@freihafen.org
Franziska Roßnagel - f.rossnagel@freihafen.org**

Über die böse, böse Jugend, Zuckerwatte und den Sinn des Lebens

Was passiert hier eigentlich? Zwischen Zuckerwatte und gebrannten Mandeln wurde ich Zeuge einer Szene, die mich schauern ließ: Wie aus dem Nichts gehen Jugendliche aufeinander los, beginnen sich zu schlagen und zu treten! Die Jugend, sie wird immer hemmungsloser.

Tatsächlich: Die Jugend wird immer hemmungsloser, habe ich das Gefühl.

Kaum vergeht ein Tag, an dem ich keinen Fotos von meist jungen Mädchen im Netz begegne, die mit Kussmund vor einem beschmutzten Spiegel stehen. So zweifele ich oft am Verstand meiner Mitmenschen und hoffe, dass sich dies im Alter legt. Doch häufig vergebens. Ist dies eine normale Entwicklung unserer Gesellschaft?

Möglicherweise. Omi und Opi beklagen sich doch auch ständig darüber, dass die jungen Leute sich immer freizügiger anziehen. Und was sollen überhaupt diese Löcher in den Hosen? Schließlich war man früher froh, eine heile zu ha-

Gewaltbereitschaft unter Jugendlichen erschreckend. In letzter Zeit gingen viele Meldungen über Vorfälle an Bahnsteigen durch die Medien. Doch die Statistiken besagen, dass die Kriminalität bei Jugendlichen seit Jahren zurückgeht. Wie passt das zusammen? Wahrscheinlich ist das Klischee der faulen Jugend und ihre „Egal-Haltung“ die Antwort. Ein-

um 34 Prozent, auffallend ist auch, dass sich die Vorfälle auf mehr Schulen als in den Vorjahren verteilen.

Den jungen Verbrechern geht es häufig nur um den Reiz, sich zu schlagen. Sie vergreifen sich an wehrlosen Rentnern, zertrümmern Flaschen auf ihren Köpfen, bis sie am Boden liegen und nicht mehr zappeln. Auch Stichwaffen kommen zum Einsatz: Sie hacken immer und immer wieder auf ihre Opfer ein. Viele dieser Szenarien enden tödlich. Guckt man jemanden nur zu lange an, fängt man sich schnell ein „Was guckst du so dum m, h a b“



ben. Ihnen schonend beizubringen, dass dies nun mal die heutige Mode ist: nahezu unmöglich.

Aber in deren Zeit gab es nicht die große Auswahl an Kleidung. Mittlerweile sind wir in einer Zeit angekommen, in der man sich nicht mehr von der Art, wie seine Zöpfe geflochten sind, von anderen unterscheidet, in unserer Zeit besteht eine große Möglichkeit darin, sich auch durch seinen Kleidungsstil auszudrücken. Sicherlich hätten sich unsere geliebten Großeltern darüber auch nicht beklagt. Mal abgesehen von der Brutalität der modischen Skandale einiger Zeitgenossen, steigt auch die



ge Jugendliche verzichten bei kleineren Vorfällen gerne auf eine Anzeige und auch die Angst vor Rache hält sie ab. Die Statistik erfasst natürlich nur gemeldete Straftaten.

Meistens geht es in den Konflikten, die sich nicht selten am helllichten Tage auf den Straßen und Bahnsteigen, aber auch täglich in der Schule abspielen, um Handys mittelmäßiger Qualität oder kleine Summen von Geld. Mobbing ist ein ständig aktuelles Thema. Laut WELT ONLINE steigt die Zahl der meldspflichtigen Vorfälle an Schulen in nur einem Jahr

ich Scheiße im Gesicht, oder was?“ ein, und wird in „Digga- Sprache“ von den gewaltbereiten Pöblern bedroht.

Zwischen Zuckerwatte, Senfgurken und großer Menschenmenge erlebte ich einen solchen Moment mit. Noch gefangen in dem Duft von gebrannten Mandeln und Zuckerwatte, fasziniert von den bunten, flackernden Lichtern, werde ich brutal aus der Idylle gerissen. Auf einmal flatscht etwas Kaltes auf meine Haare. Es ist Slush-Eis. Ich höre aggressive Worte, eine hektische Diskussion. Vier Jugendliche beginnen einen Streit. Er droht zu eskalieren. Zwei von ihnen sind mit ihrem Vater auf dem großen Rummel, die anderen beiden sind alleine.

Fortsetzung auf Seite 18

Fortsetzung von Seite 17

Jetzt gehen die vier aufeinander los, fangen an sich zu treten und zu schlagen. Einen erwischt es, seine Brille rutscht ihm von der Nase, sein Auge sieht angeschwollen aus. Niemand versteht das, was sich gerade vor unseren Augen abspielt. Niemand tut etwas. Auch ich nicht. Zu groß ist die Angst, selber Opfer zu werden. Fälle, in denen Helfer zu Opfern wurden haben in den letzten Monaten die dicksten Schlagzeilen gemacht.

In Sekunden malen sich in meinem Kopf Bilder, die mir zeigen, was passieren könnte, wenn ich mich einmischen würde, und so erstarrte ich und kann nicht glauben, was sich vor meinen Augen abspielt.

Die Schaulustigen rücken enger aneinander, niemand will zwischen die Jungen geraten. Diese scheint wenig zu interessieren, dass sie überhaupt Zuschauer haben. Der Vater der zwei Jungen wirft sich dazwischen, versucht die Streitenden wie aggressive Hunde von einander zu trennen. Es kostet ihn viel Kraft. Dennoch

gelingt es ihm. Er packt seine Söhne an den Ellenbogen, zieht sie weg. Sie blicken ihren Gegnern nach, dieser Blick sagt alles. Er sagt ganz deutlich, dass der Streit ohne ihren Vater kein so schnelles Ende gefunden hätte.

Eine Freundin pullt mir das Eis aus den Haaren, wir entscheiden uns für die nächste Attraktion. Doch das ungute Gefühl bleibt. Zumindest bei mir. Ich würde diese Schurken am liebsten aus der Welt verbannen und am allerliebsten auf direktem Wege in die Hölle schicken. Das poste ich nachher auf facebook!

Die Unzufriedenheit unserer Gesellschaft wächst. Geldsorgen, Unzufriedenheiten mit unserer Politik, Druck auf der Arbeit, wir sind ein Haufen voller schlecht gelaunter Menschen, die nebeneinander her leben. Schnell reagieren wir gestresst und mit vorwurfsvoller Stimme. Immer suchen wir die Schuld bei unserem Gegenüber. In jedem sehen wir den Feind. In jenem, den wir als Konkurrenten sehen, dem, der das Leben lebt, von welchem man immer geträumt hat und all den anderen, auf die man sein bodenloses Misstrauen überträgt.

Jemand sagte einmal einen passenden Satz: „Trifft ein Wolf einen Wolf, denkt dieser, oh, ein Wolf. Trifft hingegen ein Mensch auf einen Menschen, denkt dieser, oh, ein Monster.“ Frei übersetzt nach dem Zitat „Homo homini Lupus“ des röm. Komödiendichters Plautus.

Anstatt erst das Gute zu betrachten, sehen wir immer erst das Schlechte. Alles was neu ist, ist erst einmal schlecht. Wir sind voreingenommen, beeinflussbar, laufen alle in dieselbe Richtung. Dabei sind das, was wir brauchen, nur ein paar Helden, die gegen den Strom schwimmen. Wir übersehen das Wesentliche. Im Alltag vergessen wir den Sinn unseres Lebens, stellen uns vor dem Einschlafen die Frage, wofür man auf dieser Welt lebt, und dabei setzt sich das Leben doch aus Momenten zusammen, die es zusammengeflickt lebenswert machen. Allein für die Möwen, die am Himmel kreischen, die Sonne, die so schön untergeht und diese Momente der Schwerelosigkeit lohnt es sich, zu leben. Doch vergessen wir das leider ziemlich oft.

TEXT: Lisa Schleif – l.schleif@freihafen.org,

ILLU: Fee Hartmann – f.hartmann@freihafen.org

Der Mitläufer



Mitläufer sein, dass lohnt sich hier! FREIHAFEN stellt in der Mitläufer-Serie Organisationen, Vereine und Projekte vor, in denen ihr euch einbringen könnt. Dieses Mal: Bildung ohne Grenzen e.V.

Bildung ist eine Grundvoraussetzung für eigenständiges Denken und Handeln. Gleichberechtigte Bildung ermöglicht auch sozialschwächeren Menschen, ein aktiver und erfolgreicher Teil unserer Gesellschaft zu sein. Nach diesem Grundsatz arbeitet der Verein „Bildung ohne Grenzen“, kurz bildog. Seit mittlerweile sechs Jahren setzt er sich aktiv für Chancengleichheit im Bildungswesen ein.

Grundlage des Programms ist der „Knowledge Club“, der vor allem Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund, aber auch deutschen Jugendlichen und Erwachsenen kostenlose Kurse anbietet. Das Angebot ist vielfältig: von schulbegleitendem Unterricht bis hin zu einem Chor werden viele Möglichkeiten zur Teilnahme geboten. Das „Projekt Regenbogen“, ein weiteres Grundangebot von bildog, richtet sich an Migrantinnen und versucht, diesen Sprache und Kultur unseres Landes nahe zu bringen. Des

Weiteren stellt bildog immer wieder Projekte auf die Beine, die oft Unterstützung von Prominenten mit sozialem Gen, wie zum Beispiel Samy Deluxe, finden.

Bildog ist ein Hamburger Verein, organisiert aber auch Projekte, die überregional, deutschlandweit und international Anklang finden, ganz seinem Namen „Bildung ohne Grenzen“ getreu. Klingt gut? Mitmachen ist einfach und schafft ein gutes Gefühl in der Herzgegend. Entweder ihr meldet Euch über www.bildog.de zu einem der Projekte an oder werdet Mitglied des Vereins. Der Mitgliedsbeitrag beträgt mindestens 50 Euro im Jahr, für Schüler und Studenten die Hälfte. Vollmitglieder nehmen an den Versammlungen von bildog teil und können den Verein aktiv mit ihren Ideen unterstützen und prägen. Spannend ist auch das bald startende Projekt der Bildungspatenschaften. Als „Bildungspate“ nimmt man sich hier einem Patenkind an, das

von Zuhause aus nicht die nötige Unterstützung erfahren kann. Die Patenschaften können sehr unterschiedlich aussehen. Von finanzieller Hilfe bis hin zu gemeinsamen Kino-Besuchen ist dem Paten selbst überlassen, wie er seinen Schützling unterstützen möchte.

Noch Fragen? Dann ab auf die bildog-Website oder einfach mal direkt beim Büro in Billstedt vorbeischaun!



Mehr Infos:

www.bildog.de

Letternkamp 26

22117 Hamburg

TEXT: Leif Weitzel - l.weitzel@freihafen.org

Weit aus dem Fenster gelehnt



Immer mehr junge Deutsche gehen für ein Jahr in Entwicklungsländer. Sie wollen einmal raus aus Deutschland, woanders Erfahrungen sammeln und aus Überzeugung Gutes tun. Doch warum wollen wir anderen Ländern in ihrer Entwicklung helfen? Wann ist der Entwicklungsgedanke entstanden und ist dieser überhaupt noch aktuell? Wir haben mit Menschen gesprochen, die sich diese Fragen stellen.

Valentin kommt aus Hamburg. Er ist 20 Jahre alt, groß und blond. Er ist einer von 4288 Freiwilligen, die 2010/11 mit dem „weltwärts“-Programm des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung unterwegs sind. „Weltwärts“ ist ein entwicklungspolitischer Freiwilligendienst von fast 250 Entsendeorganisationen, der junge Menschen zwischen 18 und 28 Jahren in Entwicklungsländer sendet, wo sie zwischen 6 und 24 Monaten arbeiten. Valentin arbeitet in einem landwirtschaftlichen Projekt in Malawi. Er klärt die Bauern über den Anbau von Maniok für eine Fabrik auf und erläutert die Vorteile dieser Tropen-Pflanze. Wenn man ihn hinter seinem malawischen Chef auf dessen Motorrad durch die Dörfer fahren sieht fällt einem besonders auf, dass er weiß ist. Wazungu (gesprochen Asungu) würden die Weißen hier genannt. „Viele Malawier denken, dass wir alle unendlich reich sind und nie hart arbeiten müssten“, erzählt Valentin. Neben den persönlichen Erfahrungen, die er macht, ist es ihm wichtig, dass die Menschen, mit denen er in Kontakt steht, ein realistischeres Bild von den Weißen bekommen.

Auch Franziska, die letztes Jahr in Hamburg ihr Abitur gemacht hat, wagt den Schritt in die Welt. Ab August 2011 wird sie für 12 Monate nach Kamerun gehen, wo sie in einer 250 000 Einwohnerstadt in den Bereichen Jugendarbeit und Demokratiebildung arbeiten wird. „Ich möchte ein Jahr in einem Land leben, das sich von meinem in allem Ethnischen unterscheidet.“ Sie kann es – genau wie Valentin letztes Jahr – kaum erwarten, endlich ins Flugzeug zu steigen. „Und trotz meiner Vorfreude habe ich auch Angst, das Auslandsjahr jetzt in meiner Vorbereitungszeit als staatlich finanzierten, spannenden Riesenausflug zu betrachten und so die Situation zu verkennen. Was passiert zum Beispiel, wenn die Bevölkerung Kameruns anfängt, sich gegen die autokratische Regierung von Premierminister Philémon Yang zu wehren während ich dort bin?“

Fortsetzung auf Seite 20



Fortsetzung von Seite 19

Nach Einstufung der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) ist Kamerun ein Entwicklungsland. Das Bruttoinlandsprodukt lag 2009 bei 22,223 Millionen US-Dollar. Damit ist Kamerun auf Platz 95 der insgesamt 182 erfassten Länder. Dagegen haben fast alle 34 Mitgliedstaaten der OECD, die sich der Demokratie und Marktwirtschaft verpflichtet fühlen, ein sehr hohes Pro-Kopf-Einkommen (Bruttoinlandsprodukt durch Einwohnerzahl); sie sind reiche Industriestaaten. Zu den Zielen der 1960 aus einer Vorläuferorganisation entstandenen OECD gehört, in ihren Mitgliedstaaten und den Entwicklungsländern das Wirtschaftswachstum und somit die Entwicklung zu fördern. Dass Entwicklungsländer entwickelt werden müssen scheint unserer privilegierten Generation ganz natürlich, deswegen machen sich auch so viele auf den Weg, armen Menschen in anderen Ländern zu helfen. Doch „Unterentwicklung“ ist ein von Menschen geschaffener Begriff. Tatsächlich begann der Entwicklungsdiskurs erst nach dem 2. Weltkrieg, als US-Präsident Truman 1949 in seiner Antrittsrede „sämtliche nicht-industrialisierten, nicht-westlichen Lebensweisen als ‚unterentwickelt‘ bezeichnete, den Zustand der westlichen Industrienationen als universelles Ziel umriss und so eine allgemeingültige ‚Entwicklungsbahn‘ skizzierte, an deren Spitze die USA stand“, so schreibt Dr. Aram Ziai. Er ist Senior Researcher am Zentrum für Entwicklungsforschung in Bonn, Politikwissenschaftler und Anhänger des Post-Development-Gedanken. Dieser sei nicht so einfach in einigen Worten wieder zu geben, für ihn bedeute er aber die grundsätzliche Hinterfragung von Theorie und Praxis der Entwicklungshilfe, wie sie seit der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts betrieben wird. „Es ist falsch, zu denken Afrika sei unterentwickelt und nach Vorbild der

Industriestaaten zu entwickeln. Es wurde außer Acht gelassen, dass es im Süden auch erhaltenswerte kulturelle und gesellschaftliche Traditionen gibt.“, urteilt er. Es wäre zwar nicht zu leugnen, dass es im Süden Probleme gäbe, jedoch müssten diese weniger eurozentrisch – der Westen gibt und lehrt, die Entwicklungsländer nehmen und lernen – gelöst werden. Globale Ungleichheit könne auch als Resultat von Machtverhältnissen anstatt als „Mangel an Entwicklung“ gesehen werden. Innerhalb des Post-Development gibt es ganz unterschiedliche Lösungsansätze. Nicht selten wird

Entwicklungspartnerschaften auf Augenhöhe

die komplette Abschaffung der Entwicklungshilfe gefordert. Für Dr. Ziai ist es wichtig, zunächst anzuerkennen, dass das Projekt der Entwicklung gescheitert ist und dass nun vom Süden aus Alternativen gesucht werden müssen. Den Impuls etwas zu tun verspüre er genau wie alle jungen Menschen, die mit „weltwärts“ weggehen. Doch etwas zu tun hieße nicht automatisch, in einem Entwicklungsprojekt zu arbeiten. Viele Freiwillige haben dies schon erkannt, bevor sie sich aufgemacht haben. Andere erfahren spätestens in ihren Projekten vor Ort, dass sie mit ihrer deutschen Arbeitsmoral nicht weit kommen und erst einmal die andere Kultur verinnerlichen müssen, bevor sie sich einbringen können. Auch Franziska glaubt, sie werde in Kamerun nicht viel bewegen können. „Mein langfristiges Ziel ist es, mich in Deutschland in die Diskussionen und Strategien der Entwicklungshilfe einzubringen. Meine Erfahrungen sollen mir helfen, mich für den europäischen Entwicklungsdiskurs zu rüsten. Dem Europäer fehlt es nicht an In-

teresse, jedoch an Erfahrung mit Lebensstrukturen in nicht-demokratischen Regionen. Um die soziale Gerechtigkeit und Wirtschaft in Ländern wie Kamerun zu fördern, fehlt es an Berührungspunkten und an Austausch“, sagt sie. Dies entspräche ganz der eigentlichen Idee des „weltwärts“-Programms, die durch die Medien leider oft etwas verzerrt würde, wie Sebastian Lesch erklärt. Er ist Pressesprecher des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, welches 2007 das Programm geschaffen hat. „Weltwärts‘ ist eine gute Gelegenheit für junge Menschen, einmal in einem Entwicklungsland zu leben. Dort werden sie von allein schnell von dem Gedanken abkommen, man könne irgendein anderes Land von Europa aus entwickeln. Es gibt in unseren Partnerländern genug Entwicklungsdynamik, die wir nur unterstützen können.“ In der kritischen Diskussion von Dr. Aram Ziai sieht Sebastian Lesch das Ministerium nicht. „Unser Haus teilt nicht in ‚unterentwickelt‘ oder ‚entwickelt‘ ein. Wir sprechen bewusst von Entwicklungspartnerschaften auf Augenhöhe.“ Auch Dr. Ziai hat gegen ein „Erlebnis- und Erfahrungsprogramm für Jugendliche aus dem Norden“ nichts einzuwenden. Dass hier allerdings wieder ein einseitiger Austausch stattfindet, ohne dass Jugendliche aus dem Süden zu uns kommen, bleibt für ihn ein Kritikpunkt. Franziska hat vorher noch nie etwas vom Post-Development-Gedanken gehört; aber bevor sie nach Kamerun geht, will sie noch ein bisschen was von Dr. Aram Ziai lesen. Valentin weiß zumindest schon, dass er zurück in Deutschland viele Menschen an seinen gemachten Erfahrungen teilhaben lassen will, damit der kulturelle Austausch, wie er es nennt, nicht nur in Malawi stattfindet.

TEXT UND ILLU: Leonie Sontheimer – l.sontheimer@freihafen.org

eine Menge Geld einbringt. In Indien und den USA beträgt der Anteil an genetisch veränderter Baumwolle auf den Feldern über 90%, wie man auf der Internetseite von „ibio“, die für die Transparenz von Gentechnik in Lebensmitteln arbeiten, lesen kann. Den europäischen Konsumenten ist dieses Elend sehr fern. Nur wenige, wie z.B. die Verbrauchergruppe „LOHAS“, sind sich ihrer Mitschuld an dem Elend der Herstellerländer bewusst. LOHAS steht für Lifestyle of Health and Sustainability und viele Prominente in Hollywood gehören dieser stark wachsenden Verbrauchergruppe an. Es erscheint lächerlich, dass weltweit nur 1% der Baumwolle ökologisch angebaut wird. Und dies, obwohl sich die Produktion von Biobaumwolle seit 2001 verzehnfacht hat. Besonders in Indien laufen viele Projekte, die Biobaumwolle implementieren und den Bauern helfen wollen. Es hat eine gewisse Wirkung, wenn große Unternehmen wie C&A plötzlich 10% ihrer Baumwollkollektion mit Bio-Cotton herstellen. Wie Thorsten Rolfes, Unternehmenssprecher der C&A Mode KG, betont: „C&A hat 2004 angefangen, eine Strategie zu entwickeln, um den Anteil von Biobaumwolle weltweit auf mehr als 1% zu erhöhen. Biobaumwolle muss zu einem Massenmarktprodukt werden und auch den einfachen Kunden erreichen. Zudem muss das Produkt der neuesten Mode entsprechen und den gleichen Preis haben wie Produkte aus herkömmlicher Baumwolle.“ Die Investitionen, die C&A macht, um Biobaumwolle in ihre Produktkette einzubinden, werden dadurch wieder eingeholt, dass Biobaumwoll-Produkte im Schlussverkauf der Saison weniger reduziert werden. Viele andere Konzerne entdecken gerade, dass sie mit biofairer Kleidung gut ankommen. H&M überraschte diesen Frühling mit einer „Conscious Collection“, die Materialien wie Bio-Baumwolle und Polyester, das durch das Recycling von PET Flaschen und die Verwendung von Stoffresten aus den Fabriken gewonnen wird, enthält. In vielen Kleidungsstücken mit grünem Preisschild, die schon länger in den Filialen hängen, sind allerdings nur 50% Bio-Baumwolle enthalten. Als Käufer lohnt es sich, hier genau hinzuschauen und sich zu vergewissern. Doch Nachhaltigkeit bedeutet nicht nur Umweltverträglichkeit. Ökonomische und soziale Aspekte gehören genauso beachtet. Wenn hier in Hamburg täglich ca. 20 000 Euro in die Kasse einer Filiale einer beliebigen Modekette fließen, der Mindestlohn einer Näherin aus Bangladesch dagegen 30 Euro im Monat beträgt, kann man nicht gerade von Ausgeglichenheit sprechen. In Bangladesch, wo in über 4500 Fabriken vor allem für westliche Länder Kleidung produziert wird, sind die Löhne weltweit am niedrigsten. „Ich arbeite sieben Tage die Woche 14 Stunden lang. Als qualifizierte Näherin bekomme ich da-

für 35 Euro im Monat. Ein Zimmer in unserer Hauptstadt kostet 25 Euro“, erzählte die Näherin Jessmin B. vergangenen Herbst in Hamburg. Viele Näherinnen würden unter Unterernährung leiden, da bei der ganzen Arbeit keine Zeit für drei Mahlzeiten sei. Für Jessmin B. und ihre Kolleginnen gäbe es keine Krankenversicherung, keine Rente, keine Ersparnisse, keinen Urlaub; die Organisation in Gewerkschaften würde gerade von westlichen Einflussnehmern oft unterbunden. Im Laufe einer Produktionskette legt ein T-Shirt 50 000 Kilometer durch die verschiedensten Länder, Fabriken und Hände zurück. Wenn C&A da mit einem verträglichen ökologischen Fußabdruck wirbt, der sich nur auf die Verkehrswege in Europa bezieht, ist das bloß halbwegs ehrlich. Zu recht arbeitet C&A momentan an der Evaluierung eines weltweiten Fußabdrucks.



Jedenfalls würde man nicht meinen, Jessmin B. aus Bangladesch und die Pressesprecher der westlichen Modeketten reden von denselben Feldern, Fabriken und Arbeitsbedingungen. Natürlich steckt hinter der einen oder anderen nachhaltigen Kollektion eine Unternehmensstrategie und weniger die Empathie für asiatische Weberinnen oder Näherinnen. Ein T-Shirt aus Biobaumwolle verkauft sich gut an die immer verantwortungsbewussteren Konsumenten. Doch damit ist erst ein kleiner Teil der Produktionskette nachhaltig. Wenn überhaupt. 2010 kam es zu einem Skandal, als aufflog, dass als „organic cotton“ verkaufte Kleidung von mehreren Textilgrößen mit genmanipulierter Baumwolle verunreinigt war. Um solchen Vorfällen vorzubeugen,

zertifiziert C&A seine Bio-Baumwolle zu 80% mit dem OE-100 und zu 20% mit dem Global Organic Textile Standard (GOTS). „Der GOTS ist ein weltweit geltender Standard, der Nachhaltigkeit in der gesamten Herstellungskette überprüft und zertifiziert. Mindestens 70% des Materials der Kleidung muss aus kontrolliert biologischem Anbau stammen, um dem Standard zu entsprechen. Nachhaltigkeit bedeutet hier nicht nur Ökologie sondern auch Sozialstandards, Gesundheit (auch des Verbrauchers) und Transparenz“, so Heike Scheuer von dem Internationalen Verband der Naturtextilwirtschaft e.V., der einer der Lizenzgeber für den GOTS ist. Der Standard habe mehr als erwartet eingeschlagen. Heute sind schon mehr als 3000 Unternehmen zertifiziert, vor allem in Asien.

Überprüft werden die Unternehmen einmal im Jahr von durch die GOTS-Gruppe zugelassenen Vertragszertifizierern. Die Kontrollen – Audits genannt – sind angemeldet, nur im Falle eines Verdachts wird unangemeldet geprüft. Um in den Auswertungen einen Betrug zu verhindern, wird diese anonym durchgeführt. Für kleinere Labels ist die nachhaltige Produktion oft einfacher. Das kleine Hamburger Label „fairliebt“, das in einem Wohnzimmer gegründet wurde, bezieht 100% Biobaumwolle mit dem „Global Organic Textile Standard“, die in Tansania angebaut, in Kenia weiter verarbeitet und von dort aus nach Deutschland verschifft wird. Ein vergleichsweise kurzer Weg, den ein T-Shirt damit innerhalb der Produktionskette zurücklegt. Besonders im Internet etablieren sich vermehrt kleine Labels, die alle das gleiche Ziel haben: biofaire Kleidung an den Mann und die Frau zu bringen, global zu verantwortenden Handel zu fördern und „nebenbei“ eigenen Gewinn zu machen. Hierbei wird auf Transparenz gesetzt. Das niederländische Dach-Label „Made-By“ kennzeichnet seine Kleidung mit einer Code-Nummer, anhand welcher man im Internet die gesamte Produktionskette nachverfolgen kann.

Manche Labels wiederum interpretieren Nachhaltigkeit anders. Sie setzen auf zeitlose Kleidung, die nicht nur eine Saison getragen werden kann. Dass biofaire Kleidung ihren Preis hat, ist keine Frage. Wer nachhaltig einkaufen will, wird auch nachhaltig ein leichtes Portmonee haben. Ein Neukauf ist noch immer teuer und auch weniger nachhaltig, als alte Klamotten neu zu färben, zu dekorieren, mit Freunden zu tauschen oder eben auf dem Flohmarkt zu kaufen und zwanzig mal zu flicken. Auch der nachhaltige Konsum liegt wieder einmal in der Kreativität und Eigenverantwortung jedes Einzelnen. Kaufen oder nicht kaufen. Das ist hier die Frage.

TEXT: Leonie Sontheimer – l.sontheimer@freihafen.org
ILLU: Julia Orso - j.orso@freihafen.org

Das Weltgewand

Der Frühling ist da. Für die modebewussten Hamburger Anlass die Straßen in einen Laufsteg der neuesten Trends zu verwandeln. Doch in dem Mode-Rausch sollte man seine Verantwortung nicht verlieren. Ein echtes Must-Have: Nachhaltigkeit.

Schnäppchenjäger, die dem neuesten, billigen Trend nacheifern, ohne auf Qualität zu achten und Freaks, die ihre Klamotten nur auf Flohmärkten kaufen und zwanzig mal flicken, haben etwas gemeinsam: sie haben die Entwicklung zum biofairen Trend innerhalb der Modebranche verpasst. Immer mehr Labels setzen auf ökologischen Anbau und faire Herstellung ohne den Anschluss an die neueste Mode zu verpassen und ermöglichen dem Verbraucher dadurch einen nachhaltigen und zeitgemäßen Konsum. Noch ist der Anteil an biofairen Labels jedoch sehr gering, denn der Textilmarkt ist glo-

bal und mächtig. Allein 2009 wurden über 75 Millionen Tonnen Textilfasern produziert, das wären 11 kg für jeden einzelnen Menschen auf dieser Erde. Über 50% aller Fasern für Kleidung, Heimtextilien und industrielle Zwecke kommen heute aus der Chemiefabrik. Doch auch pflanzliche oder tierische Naturfasern werden in riesigen Mengen hergestellt, dazu bedarf es einer Menge Ressourcen. Jede dritte hergestellte Faser ist aus Baumwolle, die hauptsächlich aus China, den USA und Indien kommt. Besonders in Indien ist der intensive Anbau von Baumwolle Ursache für viele Probleme: große Mengen

an Wasser und Chemikalien werden benötigt, Schädlinge werden mit Unmengen von Pestiziden bekämpft – für jedes T-Shirt gelangen etwa 150 Gramm Gift auf den Acker und in die Erde. In Regionen, wo der Ertrag gering ist, stehen tausende von indischen Bauern im Ruin. Nach amtlichen Statistiken begehen rund 17.000 Bauern jährlich Selbstmord. Viele trinken ihre eigenen Pestizide. Als problematisch wird auch der Anbau genetisch veränderter Baumwollpflanzen gesehen, der den großen Agrarfirmer, welche die Patente auf die genetisch veränderten Pflanzen besitzen,

Wer hat's erfunden?

Fast jeder Deutsche kennt diesen Spruch und weiß sofort, aus welcher Werbung er stammt. Ein Slogan muss im Kopf verankert bleiben und die Idee überzeugen. Das weiß auch Jean-Remy von Matt (der Kreative), der mit seinem Kollegen Holger Jung (dem Lenker) die Werbeagentur Jung von Matt gründete. Erst 20 Jahre alt, ist diese schon seit Jahren die Erfolgreichste Europas. Der eine kennt die Agentur durch bekannte Werbekampagnen, der andere durch kritische Töne über die Arbeitsbedingungen. Immer häufiger hört man von Arbeitszeiten bis in die Puppen und wochenlangem Non-Stop-Working. Das Firmenportrait von Heide Neukirchen bringt nun endlich einen Einblick in die bunte Welt der Werbung. Wie kommt man auf Ideen wie „3...2...1... meins“, oder aber Stars dazu zu bringen öffentlich die Bild-Zeitung an den Pranger zu stellen? Antworten findet man nun endlich in „Wer hat's erfunden?“. Ganz objektiv berichtet Heide Neukirchen über die Macken der Firma, aber auch das Geheimrezept ihres Erfolges. So erfährt man zum Beispiel, dass Praktikanten jeden Tag eine Fernsehzeitung in einem Modellwohnzimmer im Firmengebäude, welches das exakt durchschnittliche „Deutsche Wohnzimmer ist“, umblättern müssen und welche Tricks



die beiden Köpfe der Agentur auf Lager haben, um die Kunden von sich zu überzeugen und extravagante Ideen, wie die hier zu sehende Anzeige entstehen zu lassen. Sixt hatte bei den Werbeverträgen mit Jung von Matt zu lange zu gute Konditionen, wie der Finanzchef des Unternehmens fand. So ging „JR“, wie Jean-Remy im Buch genannt wird, zum Großkunden, um über neue Konditionen zu verhandeln. Heraus kommt, dass der Kunde weiterhin nicht mehr zahlen, jedoch dafür diese Anzeige in allen überregionalen Tageszeitungen und an zwei deutschen Flughäfen veröffentlichten muss. Eine Win Win Situation. Jung von Matt war in aller Munde und der Kunde war auch glücklich. Zwar lässt das Layout des Buches vermuten, dass es sich um ein trockenes Fachbuch handelt, jedoch ist es wunderbar zu lesen. Kleine Anekdoten aus dem Arbeitsalltag werden durch Meinungen und Erzählungen einiger Mitarbeiter ergänzt. Dieses Buch ist definitiv nicht nur etwas für schnöde Medien-Mogule, sondern auch für junge Leute, die schon immer einmal wissen wollten was dran ist, an dem Glanz und Glamour der Werbewelt.

Text: Nicole Oetken - n.oetken@freihafen.org

SIXT
rent a car

Holger Jung

Jean-Remy von Matt

FOTO: Olaf Heine

Damit Sie noch günstiger Autos mieten können, haben wir unsere Werbeleute im Preis gedrückt.

unart

{ Jetzt wird's unartig

Tanz, Gesang, Schauspiel, Musik. Alles ist erlaubt bei der Initiative „unart“. Die BHF-Bank-Stiftung erfüllt in Kooperation mit dem Schauspiel Frankfurt, dem Maxim Gorki Theater Berlin, dem Thalia Theater Hamburg und dem Staatsschauspiel Dresden Jugendlichen zwischen 13 und 18 den Traum von der Bühne. Unter dem Motto „mein Leben, meine Idee auf der Bühne“ können sich die jungen Künstler mit jeweils zwei Kunstformen präsentieren. Egal ob klassisch, modern oder experimentell, alles ist möglich. Die 3- bis 12-köpfigen Gruppen werden von professionellen Coaches betreut, die ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen – für Gruppen aus Hamburg zum Beispiel die Profis vom Thalia-Theater. Für die Regie und alle wichtigen Entscheidungen sind dann trotzdem die Künstler selber verantwortlich. Anschließend wird dann der Auftritt von 15 Minuten auf einer der großen Bühnen ermöglicht. Die zwei besten Gruppen jeder Region (Frankfurt, Berlin, Hamburg und Dresden) gehen daraufhin alle zusammen auf Deutschland-Tour. Alle interessierten Jugendlichen, die schon immer einmal auf der Bühne stehen wollten, können sich noch bis Juni dieses Jahres bewerben. Beim unart-Onlineauftritt ist es nicht nur möglich, sich weitere Informationen einzuholen, auch kann man dort nach anderen Interessierten in seiner Stadt suchen, falls man zwar Lust aufbringen, aber keine Kumpanen aufreiben konnte. Hier ist auch die Bewerbung selbst möglich, sobald ein konkreter Plan aufgestellt ist.

DIE INITIATIVE IM WEB:
www.unart.net

Text: Nicole Oetken - n.oetken@freihafen.org



Traum-männer

Ein Traum, diese Männer? Das hängt natürlich vom individuellen Geschmack ab – kurzweilige Kunst bietet die Ausstellung in den Deichtorhallen aber allemal. Rund 100 Werke von 50 verschiedenen Fotografen sind ausgestellt und zeigen diverse Mänbertypen: von äußerst feminin bis zum perfekten Powerbudenprodukt ist alles vorrätig. Die Ausstellung demonstriert sehr gut, wie sich Ikonen in der Gesellschaft entwickeln und wie schnell sich Schönheitsideale wandeln. Es handelt sich um die Folgeausstellung zu „Traumfrauen“, einer Ausstellung, die 2008 zu sehen war. Bei einem Besuch lohnt sich ein Abstecher in die „Gilbert and George“ Ausstellung in der Halle gegenüber. Abgedreht!

TRAUMMÄNNER,
11. März - 22. Mai 2011
Haus der Photographie in den Deichtorhallen

Text: Cosima Mattner - c.mattner@freihafen.org

Peggy Sirota: Bill, Culver City, 2003

Bookcrossing

{ Bücher sind Freunde – such dir doch mal wieder neue

Zeile für Zeile ein Buch verschlingen, es nicht mehr aus der Hand geben können und in eine völlig andere Sphäre eintauchen. Bücher können wie Tore in eine andere Welt sein. Bücher können aber auch ein Band sein, das verbindet. Oder eben beides.

So oder so ähnlich muss der Amerikaner Ron Kornbaker gedacht haben, als er im Jahr 2001 mit der offiziellen Internetseite von Bookcrossing ins Netz ging. (Seitdem ist es möglich, seine Bücher über das Internet zu registrieren, mit anderen Menschen zu teilen und den Weg, den das Buch zurücklegt, zu verfolgen.)

Mittlerweile existiert Bookcrossing in über 130 Ländern und auch in Deutschland gibt es eine lebendige Bookcrossing-Szene. Es geht darum, dass Bücher nicht im Bücherregal verstauben, sondern die Lektüre an einem öffentlichen Platz, wie zum Beispiel in einem Park oder Café, ausgesetzt wird. Vorher hat man das Buch, welches man auf die Reise schicken will, im Internet auf www.bookcrossing.com registriert. Dort erhält es dann eine spezielle BICD, also eine Bookcrossingidentitätsnummer, damit sich das Buch später zuordnen lässt. Findet dann jemand das herrenlose Buch und schlägt es auf, wird er durch einen Aufkleber direkt darauf aufmerksam gemacht, dass das Buch absichtlich vergessen wurde. Der Finder gibt auf der Internetseite dann den entsprechenden Buchcode ein und gelangt auf die extra für dieses Buch angelegte Internetseite. So ist es möglich Büchern mit völlig fremden Menschen zu teilen und sich durch eine Kommentarfunktion darüber auf der Internetseite zu unterhalten. Auch der Finder sollte das Buch dann nicht behalten, sondern, nachdem er es gelesen hat, wieder auf eine neue Reise schicken. Der 23-jährige Christian Gösch ist vor einigen Jahren auf das Bookcrossing aufmerksam geworden: „Das Prinzip von Bookcrossing kannte ich bereits, aber ich habe nie ein Buch gefunden, bis ich ein Bücherregal in der Taverne „Zum Tanzenden Einhorn“ in Hamburg fand.“ Neben den willkürlich ausgesetzten Büchern gibt es auch OBCZs, also Offizielle Bookcrossing Zonen. Das sind meist Geschäfte, die das Bookcrossing unterstützen, also zum Beispiel ein Regal aufstellen, in dem Bookcrosser Bücher aussetzen können oder Interessierte Bücher mitnehmen können. Das „Tanzende Einhorn“ ist eine von insgesamt sieben OBCZs in Hamburg. Erst vor kurzem hat Christian wieder ein Buch gefunden: „Neulich bin ich in Rheinbach gewesen und habe auf einem Hin-

terhof ein altes, gefülltes Bücherregal entdeckt. Dort habe ich das Buch „Schwarzer Regen“ mitgenommen. Der Buchrücken klang interessant, und einmal Stichprobe gelesen, las es sich gut. Ich habe dann dafür einen Vampirroman dort gelassen.“ Wenn man ein Buch gefunden hat, braucht man sich auf der Internetseite nicht zu registrieren. Wenn man allerdings ein Buch aussetzt und eine Bookcrossingidentitätsnummer (BCID) bekommen möchte, ist eine kostenlose Registrierung notwendig. Auf der Internetseite wird dann für das entsprechende Buch eine Internetseite angelegt. Für aktive Bookcrosser besteht auch die Möglichkeit, Bücher zu „jagen“. Wenn jemand ein Buch ausgesetzt hat, kann diese Person einen Vermerk machen, wo sie das Buch ausgesetzt hat, also beispielsweise in Hamburg im „Tanzenden Einhorn“. Wenn jemand ein Buch sucht, kann die Person dann dorthin gehen und sich das Buch holen. Christian schätzt beim Bookcrossing den Überraschungseffekt: „Der Reiz besteht darin, eine kleine, ungeordnete Auswahl vorzufinden. Dies sind meistens Bücher, die ich mir nicht aus der riesigen Auswahl einer Bücherei gewählt hätte. Über das Bücherteilen stoßen wir auf Werke, die uns begeistern, die wir von selbst nicht kennengelernt hätten.“ Über 924.000 Menschen auf der ganzen Welt sind mittlerweile bei Bookcrossing registriert. Es ist natürlich auch möglich Bücher in ganz anderen Ländern auszusetzen. Laut einer Statistik der Homepage, ist Deutschland das zweitaktivste Bookcrossing-Land hinter den USA. Aber Bookcrossing ist nicht die einzige Form Bücher zu teilen. In Hamburg fahren seit Anfang 2010 sogenannte Bücherbusse. In denen ist direkt hinter dem Fahrer ein Bücherregal aufgestellt, aus dem sich die Mitfahrer ein Buch nehmen und es lesen können und bei nächster Gelegenheit das Bücherregal wieder auffüllen sollen. Auch Christian hat auf diesem Wege schon zwei Romane gefunden: „Die Bücher hier stammen von Personen, die ihre Bücher entsorgt haben, die wiederum vom Hamburger Sperrmüll gerettet wurden, und als Gratis-Leihbücher weitergehen. Die sogenannten „Buchhaltestellen“ sind allerdings oft leergeräumt.“ Es gibt also viele Wege seine Literatur mit anderen zu teilen. Bookcrossing ist eine Möglichkeit den Weg zu verfolgen, wie das selbst ausgesetzte Buch ein Teil der weltweiten Bibliothek des Bookcrossings wird.

TEXT: Larissa Robitzsch - l.robitzsch@freihafen.org
ILLU: Janina-Christin Fischer - j.c.fischer@freihafen.org



Krieg. Stell dir vor, es wäre hier.

Die Vorstellung, dass uns ein Krieg hierzulande dazu zwänge zu zweifeln, zu hungern und fort zu gehen, ist dramatisch. Ein Jugendbuch zum Thema Krieg von Janne Teller, einer ehemalige EU-Konfliktberaterin, thematisiert Hunger und Fremdenfeindlichkeit. Wie ihr letztes Buch „Nichts. Was im Leben wichtig ist“, enthält es Potenzial für Diskussionen. Ich finde man könnte im Unterricht unter anderem über die Intention und die Vorgehensweise der Autorin sprechen.

Textauszug:

„Wenn bei uns Krieg wäre. Wohin würdest du gehen? Wenn durch die Bomben der größte Teil des Landes, der größte Teil der Stadt in Ruinen läge? Wenn das Haus, in dem du mit deiner Familie lebst, Löcher in den Wänden hätte? [...] Deine Großeltern starben, als eine Bombe ihr Pflegeheim traf.“

Und damit ist schon fast alles gesagt. Das Exposé für die Presse enthält nicht weniger und kaum mehr als das kleine rote Büchlein mit den Sternen drauf tatsächlich hergibt. Es wird dem implizierten Anspruch des Titels nicht gerecht, deklariert als Buch erwartet man eigentlich mehr. Es verliert schnell an Spannung. Ab Seite 44 wird es außerordentlich verrückt, auf nur einer halben Seite erhalte ich folgende Informationen: Die jüngere Schwester rebellierte in der ägyptischen Schule, verliebt sich dann mit 16 in einen älteren Ägypter, konvertiert, wird schwanger. Sie darf ihn aber nicht heiraten und man schickt sie nach Deutschland zu einer Tante; der Vater des Kindes reist nach Deutschland und entführt das Kind. Warum? Weil das Mädlein nun Punkerin ist und nichts mehr von ihm wissen will. Beendet habe ich die Lektüre nur, weil für die restlichen zwei Seiten zwischen Kaffee und Pause noch Zeit war.

i Janne Teller
 Krieg. Stell dir vor, es wäre hier.
 Aus dem Dänischen von
 Sigrid Engeler
 Mit vielen farbigen Illustrationen
 von Helle Vibeke Jensen und
 einem Nachwort von Janne Teller
 64 Seiten. Euro 6,90 [D]
 ISBN 978-3-446-23689-9

TEXT: Janina-Christin Fischer – j.c.fischer@freihafen.org

Junge Medienmacher jetzt anmelden:

PRODUZIEREN STATT KOPIEREN!

jugendpressefruehling.de

12. jugend presse fruehling
 10.-13. Juni 2011

HAUPTSPONSOREN
 Stiftung Sparkasse Südholstein
 e-on | Hanse

SPONSOR
 PROVINZIAL

VERANSTALTER
 JUNGE PRESSE FRUEHLING & Co.

IN KOOPERATION MIT
 jph | Junge Presse Hamburg
 JUGENDPRESSE SÜDHOLSTEIN
 kreis pinneberg

Hamburg – Das neue Fußballmutterland. Warum englische Fußballfans lieber in Hamburg Fußball erleben

Fußballmutterland Hamburg

Eine konstante Wand aus Lärm - Singen, Schreien, Jubeln: Die typische Stadionatmosphäre in der Bundesliga.

Für mich war Fußballgucken im Stadion immer ein dynamisches, interaktives Erlebnis.

Man trifft sich Stunden vor dem Anstoß mit seinen Freunden, sitzt zusammen und fachsimpelt. Die Stimmung steigt stetig. Auf dem Weg ins Stadion sprechen schon alle in Diskolautstärke. Dieses natürliche Aufputschen gipfelt mit dem Anstoß in eine euphorische Stimmung.

Sie verbindet den 50-jährigen Dauerkartenehaber neben mir mit der 13-jährigen Schülerin direkt vor mir und dem bulligen Typen hinter mir, der die ganze Zeit nur Englisch redet. Während der Halbzeitpause treffe ich ihn nach dem obligatorischen Gang zum Klo am Bierstand wieder. Er ist überrascht über die günstigen Bierpreise, in England zahlt er leicht mal das Doppelte.

Wir kommen ins Gespräch und der schwarzhaarige, wohlgenährte Typ erzählt mir, dass er extra über das Wochenende nach Hamburg gekommen sei um Fußball zu gucken.

Und er ist nicht der Einzige. Schon die englische Zeitung „The Telegraph“ titelte: „Bundesliga shows English Premier League how to take footballfans into the 21st century!“

Aufgrund der Hillsborough-Katastrophe 1989 bei der 96 englische Fans im FA-Cup Halbfinale starben und hunderte verletzt wurden, da die Ordnungskräfte zu viele Fans auf die Stehplätze ließen und diese dort wortwörtlich zerquetscht und niedergetrampelt wurden, erließ der englische Verband nur Tage später ein Verbot von Stehplätzen und Zäunen. Betrachtet man jedoch die Situation in Deutschland, so ist es hier trotz Zäunen und Stehplätzen dank guter Organisation der Ordnungskräfte nie zu einem auch nur nahezu tragischen Fall gekommen. Und in England werden auch weiterhin immer mehr Stehplätze, wo traditionell die besonders eingefleischten Fans stehen, in Sitzplätze umgebaut, um mehr Geld einzunehmen, damit die immens hohen Spielergehälter trotz hoher Verschuldung bezahlt werden können und nicht mehr aufgrund von Sicherheitsmaßnahmen. Es gibt sogar viele „all-seater stadiums“, in denen die anfangs beschriebene Stimmung immer mehr verloren geht. Außerdem werden Clubs wie Chelsea London oder Manchester City von ausländischen Investoren übernommen und die Fans können sich nicht mehr richtig mit ihren Clubs identifizieren.

Da ist es dann doch gar nicht so verwunderlich, dass die Bundesliga mit ihren stimmungsvollen Stadien in den Top 30 des Zuschauerschnitts der europäischen Ligen am häufigsten vertreten ist. So stehen da Vereine wie Borussia Mönchengladbach vor dem großen FC Liverpool und sogar der Zweitligist Hertha BSC Berlin hat mehr Zuschauer als der FC Chelsea London. Und obwohl der HSV leider schon seit längerem nicht zu den Top Ten des europäischen Spitzensfußballs zählt, steht er nach Zuschauerzahlen auf Platz acht.



Der Traditionsclub HSV und der weltbekannte Kultclub St. Pauli sind da natürlich die perfekte Anlaufstelle für Fußballtouristen. Denn nicht nur die Stimmung bei diesen beiden Kultclubs, sondern allgemein das Hamburger Flair und natürlich der Kiez sind Argumente die nicht nur Fußballfans locken, wie die steigenden Übernachtungszahlen in Hamburg zeigen. Auch der Kostenfaktor spielt eine Rolle. Mein neuer Bekannter John sagt, dass es ihn gar nicht viel teurer zu stehen kommt, eine Nacht in einem günstigen Hotel zu schlafen und sich eine Stadionkarte für zwölf Euro zu kaufen. Bei seinem Heimatclub, dem FC Chelsea, kosten die günstigsten Karten 39 £ (44,31 Euro). „Wenn man sich dann noch zwei Bier á 8 £ (9 Euro)

und eine Kleinigkeit zu essen holt, dann noch ein Bahnticket, da die Eintrittskarte nicht wie in Deutschland auch als Fahrkarte zählt, ist man schnell fast genauso viel los, wie an einem schönen Wochenende in Hamburg.“ rechnet John mir vor. „Und mehr Spaß macht es auch!“ Es sieht also fast danach aus, als ob die Geschichtsbücher umgeschrieben werden müssten, denn Hamburg ist jetzt das Fußballmutterland! Und man muss sich auch keine Sorgen machen, dass sich das so schnell ändert. In Deutschland können keine Investoren die Clubs kaufen,

da das die 50+1 Regel verbietet, die besagt, dass dem Verein mindestens 51% der Anteile selbst gehören müssen. Und die Fanbeauftragten und Fanclubs haben genug Stimme in den Vereinen um Fanbegehren durchsetzen zu können. Außerdem bekommen hoch verschuldete Vereine in Deutschland nicht die Lizenz für die Bundesliga. Der Hauptgrund dafür, dass englische Fans nach Hamburg kommen um Fußball zu gucken ist allerdings diese wunderschöne Stadt Hamburg!

TEXT: Bernhard Cremer - b.cremer@freihafen.org
FOTO: Julia Orso - j.orso@freihafen.org

Impressum

FREIHAFEN

Jugendmagazin für Hamburg
Alfred-Wegener-Weg 3
20459 Hamburg
Fon: 040-60084679
Fax: 040-60084681
Mail: mail@freihafen.org
Web: http://www.freihafen.org

Herausgeber

Junge Presse Hamburg e.V.
Alfred-Wegener-Weg 3
20459 Hamburg
Fon: 040-60084680
Fax: 040-60084681
Mail: mail@jphh.de
Web: http://www.jphh.de

Chefredaktion

Janina-Christin Fischer (V.i.S.d.P.)
Nicole Oetken
chefredaktion@freihafen.org

Anzeigenbetreuung

Janina-Christin Fischer
Nicole Oetken
anzeigen@freihafen.org

Layout

Leif Weitzel
Laura Nguyen Chi
grafik@freihafen.org

Fotoredaktion

Lea Fischer
l.fischer@freihafen.org

Titelfoto

Fotograf: Leif Weitzel
Model: Cosima Mattner

Finanzen

Christoph Hanssen
finanzen@freihafen.org

Mitarbeiter (Text/Foto)

Janina Behncke (F)
Laura Bleck (F&T)
Bernhard Cremer (T)
Janina-Christin Fischer (F&T)
Lea Fischer (F)
Marie-Charlott Goroncy (T)
Fee Hartmann (I&T&F)
Cosima Mattner (T)
Laura Nguyen Chi (F&T)
Nicole Oetken (T)

Julia Orso (I&F)
Torben Petrina (I)
Lukas Reiche (T)
Larissa Robitzsch (T)
Franziska Roßnagel (T&I)
Lisa Schleif (T)
Leonie Sontheimer (T)
Lukas Stolz (T)
Leif Weitzel (F&T)

Hinweise auf externe Bildrechte sind bei den jeweiligen Fotos angegeben.

Erscheinung

4x jährlich

Vertrieb

Behörde für Bildung und Sport der Freien und Hansestadt Hamburg, Hamburger öffentliche Bücherhallen.

Eigenvertrieb

Janina-Christin Fischer
vertrieb@freihafen.org

Druck

v. Stern'sche Druckerei GmbH
Zeppelinstraße 24
21337 Lüneburg

Auflage

20.000 Exemplare

Auslageplätze

An den weiterführenden Schulen Hamburgs, den Universitäten Hamburgs und Lüneburgs, Jugendbildungsstätten, allen öffentlichen Bücherhallen Hamburgs und ausgewählten Cafés und Restaurants.

Wir danken allen Redakteuren, die sich an diesem Projekt beteiligen und allen Außenstehenden, die dafür manches Mal kürzer treten müssen. Außerdem danken wir der Behörde für Bildung und Sport, der SchülerInnenkammer, der Jungen Presse Hamburg e.V. und der Arbeitsgemeinschaft freier Jugendverbände in Hamburg e.V. (AGfJ).

Die Redaktion

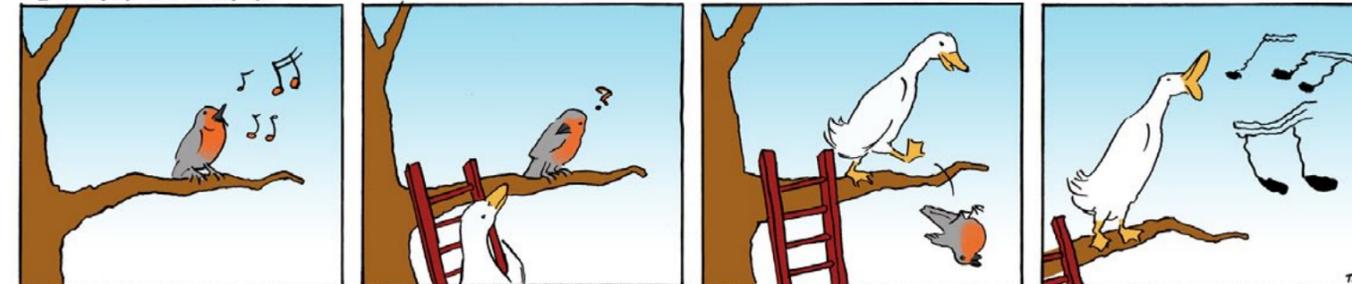


FOTO: Lea Fischer - l.fischer@freihafen.org

OBE: Lukas Stolz, Bernhard Cremer, Leif Weitzel, Laura Nguyen Chi, Frederic Heinsohn
UNTE: Nicole Oetken, Franziska Roßnagel, Lisa Schleif, Janina-Christin Fischer, Fee Hartmann



Lauf Ente lauf!



Hier studier' ich!



FACHHOCHSCHULE
BRANDENBURG

BRANDENBURG
UNIVERSITY OF
APPLIED SCIENCES

Wir bieten moderne und nachgefragte Bachelor- und Masterstudiengänge, Ausbildung nach dem Stand der Technik, individuelle Betreuung der Studierenden, Career Service zum Start ins Berufsleben, intensive Kontakte zur Wirtschaft, zahlreiche Sport- und Freizeitmöglichkeiten.

BWL – Allgemeines Management (B.Sc.)

Wirtschaftsinformatik (B.Sc.)

Informatik (B.Sc.)

_Digitale Medien

_Intelligente Systeme

_Network Computing

Applied Computer Science (B.Sc.)

Medizininformatik (B.Sc.)

Medieninformatik (B.Sc.)

Maschinenbau (B.Eng.)

_Allgemeiner Maschinenbau

_Energie- und Umwelttechnik

Mechatronik und

Automatisierung (B.Eng.)

_Mechatronik

_Automatisierungstechnik

_Gebäudesystemtechnik

IT-Elektronik (B.Eng.)

Mikrosystemtechnik und

Optische Technologien (B.Eng.)

* weiterführende Masterstudiengänge
unter www.fh-brandenburg.de



FACHHOCHSCHULE BRANDENBURG
Brandenburg University of Applied Sciences
Magdeburger Straße 50
14770 Brandenburg an der Havel

Telefon 03381 355-0 | www.fh-brandenburg.de

Besuchen Sie die FH Brandenburg auch in den Netzwerken:

